Das

Paradies der Frauen.

Von

Paul Féval.

Nach dem französischen Manuscripte.

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Dritter Theil.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

Digitized by Google

VI.

Die Karte des Doctors.

In dem Zimmer Nro. 1 waren die beiden saubern Kumpane immerfort in eifrigem Gespräch.

»Wahrhaftig,« sagte Galleran, »wir führen ein flottes Leben. Sie haben mir beim Verzehren meiner letzten Groschen geholfen; aber ich beklage mich nicht, ich würde sie auch ohne Ihre Hilfe verzehrt haben. Sie wollen durchaus der Stärkere seyn und befehlen . . . nun, ich habe nichts dagegen. Ich wäre beinahe in Hitze gerathen, der alberne Stolz stieg mir in den Kopf . . . Schlagen Sie ein, Freund Fernand; Sie erweisen mir in der That einen Dienst, denn befehlen ist so viel als doppelt arbeiten. Ich bin durchaus kein Feind der Muße. Befehlen Sie nun, und vor Allem machen Sie gute Geschäfte auf gemeinschaftliche Rechnung.«

»Wenn ich befehle,« erwiederte der Blonde ganz ernst, »so verlange ich schnellen und unbedingten Gehorsam.«

»Natürlich, es wird sich Niemand die Freiheit nehmen, Ew. Gnaden warten zu lassen.«

Fernand machte ein finsteres Gesicht. »Kurz und gut,« sagte er trocken, »wenn Herr von Galleran seinen eigenen

Digitized by Google

Weg gehen will, so gehe ich den meinigen; ich bin bereit, unsere Gesellschaftsrechnung zu liquidiren.«

»Wirklich?« sagte Robert.

»Ja wohl.«

»Ich weiß fürwahr nicht, wie ich mit Ihnen daran bin, hochmögender, gewaltiger Herr Fernand! Sie wollen Herr seyn; ich antworte Ihnen in aller Demuth mit Molière: Ich bin Ihr Diener; was wollen Sie mehr?«

»Ich spreche in vollem Ernst, und erwarte daher eine ernste Antwort.«

»Also Scherz bei Seite!« erwiederte Galleran, eine ernste Miene annehmend; »ich bin von ganzem Herzen Ihr Diener.«

Der Blonde warf zornig seine brennende Cigarre weg. »Die Sache wird am Ende mit dem Degen ausgefochten werden, Galleran!« sagte er.

»Nur nicht so hitzig, kleiner Fernand! Für einen so gewaltigen Mann wäre das ein armseliges Mittel . . . Sie werden ja ein furchtbarer Wütherich! Zünden Sie eine andere Cigarre an und lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden . . . Sie haben ein Geschäft?«

»Ja,« antwortete der Blonde, »ich habe ein Geschäft.«

»Und Sie wollen Streit mit mir anfangen, um den Nutzen ganz allein zu haben?«

»Ich fürchte, daß Sie meinen Plan vereiteln.«

»Theilen Sie mir ihn mit und wir werden sehen.«

»Das kann ich nicht.«

»Können Sie mir nicht wenigstens den Gegenstand Ihrer Speculation nennen?«

»Es handelt sich um ein Vermögen.«

Digitized by Google

»Machen wir halb Part?«

»Nein.«

»Sie sind wenigstens aufrichtig . . . Was soll ich denn haben?«

»Ein Vermögen.«

Galleran sah ihn erstaunt an.

Fernand setzte hinzu: »Zwischen Vermögen und Vermögen ist ein Unterschied.«

»Jetzt verstehe ich Sie, Freundchen,« sagte der ruinirte Edelmann lachend; »ein so wichtiger Mann wie Sie braucht ein halbes Dutzend Millionen, um ein comfortables Leben zu führen, ich hingegen würde schon mit zwei- bis dreihunderttausend Francs ein Crösus seyn . . . Habe ich's getroffen?«

»So ziemlich,« erwiederte der Blonde gleichgiltig; »ich weiß nicht genau, wie viele Millionen für mich und Hunderttausende für Sie abfallen werden.«

»Dann bekomme ich also zehn Procent baar . . . Das ist ein bescheidener Nutzen, aber noch weit mehr als ich neben meinem huldvollen Freunde und Gönner Fernand verdiene. Ich bin bereit, die Katze im Sack zu kaufen, und verspreche Ihnen meine Mitwirkung . . . Was habe ich zu thun?«

»Nichts.«

»Diable! Es handelt sich also weder um Plünderung des grünen Tisches, noch um poetische Bearbeitung von Actien? . . .«

Fernand zuckte die Achseln.

»Diable!« wiederholte Galleran, »ich glaubte, das Geschäft mit der Alençoner Eisenbahn sey in vollem Zuge.«

*

Digitized by Google

»Eine alte Geſchichte!«

»Warum kamen wir denn dieſen Morgen hierher?«

»Wegen einer andern Angelegenheit.«

»Und warum gingen Sie wieder nach Paris?«

»In derſelben Angelegenheit.«

»Und warum ſchicken Sie mich nach Nogent?«

»Zum Spaß.«

Der ruinirte Edelmann ſtieß zum dritten Male ſeinen Fluch aus und neigte ſich zu dem Blonden, der mit ſcheinbarer Gleichgiltigkeit vor ſich hin ſchaute. »Laſſen Sie uns aufrichtig ſeyn,« ſagte er; »es war verabredet, daß ich den Trüffelkönig in Nogent aufſuchen ſollte.«

»Das leugne ich nicht.«

»Hat er nicht mehr die Bewilligung zur Erbauung der Eiſenbahn?«

»Das kümmert mich nicht . . . Ich wünſche hingegen zu wiſſen, warum Sie umgekehrt ſind.«

»Aus einem ſehr einfachen Grunde: der Trüffelkönig begegnete mir; er kehrte nach Maintenon zurück.«

»Wirklich!« ſagte der kleine Fernand, der ihn verſtohlen anſah.

»Ja wohl . . . Aber darf ich fragen, warum mein huldreicher Gönner und Gebieter ſo ſchnell zurückgekommen iſt?«

»O ja, das dürfen Sie.«

»Und werden Sie geruhen mir zu antworten?«

»Ich begab mich nach Paris, um den Doctor aufzuſuchen,« erwiederte Fernand halb ernſthaft halb ironiſch; »vielleicht iſt er mir auch unterwegs begegnet.«

»Vielleicht? . . .«

»Glauben Sie mir, Galleran,« fiel ihm der Blonde ins

Digitized by Google

Wort, »Sie spielen ein kindisches Spiel. Ich befrage Sie, um zu erfahren was ich wissen muß; Sie legen mir Fragen vor, um unter uns einen Schein von Gleichheit zu bewahren, um es zu machen wie ich, und sich ein gewisses Ansehen zu geben . . . Das ist eine klägliche Rolle, Theuerster. Im Grunde sind Sie Meinesgleichen, das weiß ich wohl und werde es nicht vergessen . . . Sie werden mir nur in der Form und zur Förderung unserer Interessen gehorchen, wie ich selbst dem Doctor gehorche.«

»Sie haben Ihre Gründe, dem Doctor zu gehorchen,« sagte Galleran mit nachdenkender Miene.

»Mein Gott!« erwiederte der Blonde, »nur Narren thun dies oder jenes ohne irgend einen Grund.«

»Ich meine damit: Sie haben gute und triftige Gründe.«

Fernand wandte sich ab und schwieg eine kleine Weile. »Der Doctor hat mir das Leben gerettet,« sagte er endlich, und deshalb diene ich ihm.«

»Sie legen also viel Werth auf das Leben?«

»Ja . . . obgleich ich bereit bin, es einzusetzen, wenn die Partie der Mühe werth ist.«

»Bah!« erwiederte Galleran, »alle Leute, die diesem Doctor dienen, führen dieselbe Sprache. Er muß wohl Vielen das Leben gerettet haben.«

»Es scheint so,« sagte Fernand gleichgiltig.

»Was macht er denn mit so vielen Dienern?« fragte Galleran weiter.

»Er thut Gutes, wie er sagt.«

»Wirklich! Und dazu benutzt er Sie, mein hoher Gönner?«

»Zuweilen.«

Digitized by Google

»Ich würde etwas geben, um den Mann kennen zu lernen.«

»Sie sollen ihn kennen lernen . . . und zwar früher als Sie glauben.«

Galleran erschrak, weil der stechende, spöttische Blick Fernands seinen Worten eine gewisse drohende Bedeutung gab; aber er bezwang sich und erwiederte unbefangen: »Ich wüßte wenigstens keinen Grund, der mich bestimmen könnte, der Trabant dieses räthselhaften Gestirns zu werden.«

»Sie können sich irren,« sagte der Blonde halblaut.

»Ich habe ihn nie gesehen.«

»Das ist möglich, aber er kennt Sie.«

»In welchen Beziehungen, wenn ich fragen darf?«

»In guten und schlechten . . . diese Beziehungen sind gut für ihn, und schlecht für Sie.«

»So!« erwiederte der Edelmann etwas betroffen; »erklären Sie mir doch . . .«

»Nein, Theuerster, ich erkläre Ihnen gar nichts. Unser Gespräch nimmt eine falsche Wendung. Es ist wahrscheinlich, daß der Doctor Sie nicht braucht.«

»Aber wenn er mich brauchte? . . .«

»Dann würden Sie eines schönen Morgens an jedem Gelenke einen Draht fühlen und als Marionette erwachen.«

»Nun, ich bleibe dabei,« sagte Galleran, gezwungen lächelnd; »ich würde viel geben, um den Mann kennen zu lernen.«

Es wurde an die Thür geklopft. Die dicke Löwenwirthin erschien.

»Meine Herren,« sagte sie, in der Thür stehen blei-

Digitized by Google

bend, »es ist unten ein Herr, der Sie zum Abendessen einladet.«

»Ein Herr!« wiederholte Galleran erstaunt.

»Wer mag uns hier aufsuchen?« fragte Fernand.

Die Wirthin hätte die Karte überreichen können, die sie in der hohlen Hand hielt; aber sie wollte lieber plaudern.

»Ich habe den Namen des Herrn nicht genannt,« fuhr sie fort; »eine Gastwirthin, die nicht verschwiegen ist, wäre bei ihren werthen Gästen nicht wohl gelitten . . . und der »goldene Löwe« ist keineswegs ein gemeines Gasthaus . . . Der Herr unten im Speisesaale hat ein sehr nobles Aussehen; ich sagte ihm, die Herren im ersten Stock wären sehr nobel; aber genannt habe ich Sie nicht, Gott behüte! . . .«

»Frau Wirthin,« fiel ihr Galleran ins Wort, »wissen Sie denn unsere Namen?«

Die dicke Wirthin fing an zu lachen und wurde so roth wie ein Paradiesapfel.

»Ich habe mir oft die Erlaubniß genommen, sehr noble Leute um ihren Namen zu fragen,« erwiederte sie; »aber das thut nichts . . . meine Discretion ist allgemein bekannt.«

Fernand nahm das Wort; er pflegte immer etwas Treffendes zu sagen.

»Frau Wirthin,« erwiederte er, »belieben Sie uns bei dem fremden Herrn zu entschuldigen . . . Wir speisen nie mit Personen, die wir nicht kennen.«

»Das ist klar wie die Sonne,« sagte die Wirthin und machte einen Knix, um sich zu entfernen.

Aber sie hegte doch einige Bedenken. Würde der Herr im Speisesaale das von den beiden kleinen Landstreichern be-

Digitized by Google

ſtellte Abendeſſen ganz allein verzehren können? Der von den beiden jungen Herren angeführte Grund war allerdings »klar wie die Sonne,« aber in den Augen der Löwenwirthin höchſt lächerlich und paßte durchaus nicht in ihren Kram.

Mitten auf der Treppe fiel ihr die Karte ein. Mit einem Sprunge war ſie wieder oben.

»Entſchuldigen Sie, meine Herren,« ſagte ſie, wie eine Bombe hereinſtürzend, »ich habe etwas vergeſſen.«

Sie reichte Fernand die Karte. Der blonde Jüngling wechſelte die Farbe.

»Was gibt's?« fragte Galleran.

Fernand gab keine Antwort, ſondern ſagte zu der dicken Wirthin: »Wir nehmen die Einladung mit dem größten Vergnügen an.«

»Die Karte hat gewirkt,« dachte die Wirthin, die ſich ſchmunzelnd entfernte.

»Wir nehmen die Einladung mit dem größten Vergnügen an?« ſagte Galleran verwundert. »Erklären Sie mir doch . . .«

Fernand reichte ihm die Karte.

»Der Doctor Sulpice!« rief Galleran. »Welch ein Zufall!«

»An den Zufall glaubte ich nicht,« ſagte der Blonde mit Nachdruck.

Galleran wollte aufſtehen. Fernand hielt ihn zurück.

»Wir haben Zeit,« ſagte er, »und ich habe noch einige Fragen an Sie zu richten . . . War der Herzog von Roſtan allein, als er Ihnen begegnete?«

»Nein, er war von mehren Perſonen begleitet.«

»Wer ſaß in ſeinem Wagen?«

Digitized by Google

»Der Marquis von Roſtan, die Marquiſe Aſträa und eine ſehr ſchöne junge Dame . . .«

»Antoinette de Morges?« fragte Fernand.

»Nein, ſie war ſchöner,« antwortete Galleran.

»Solange Beauvais?«

»Noch ſchöner.«

»Dann konnte es nur Madame Sulpice ſeyn.«

»Es war Madame Sulpice.«

»Wirklich!« erwiederte der Blonde; »wenn Sie den Gemal nicht kennen, ſo kennen Sie wenigſtens die Frau.«

»Ich habe die Ehre,« erwiederte Robert kalt.

»Und Sie finden ſie ſchöner als Solange Beauvais?«

»Ja.«

»Schöner als Antoinette de Morges?«

»Es iſt mein Geſchmack.«

»Gut . . . wir werden ein andersmal davon ſprechen . . . Waren noch andere Kutſchen dabei?«

»Ja wohl, zwei.«

»Wer ſaß in der zweiten?«

»Solange de Beauvais und Antoinette de Morges mit ihrer Mutter.«

Galleran hielt abſichtlich inne.

»Das macht drei,« ſagte Fernand; »iſt das Alles?«

»Nein, es war ein Cavalier bei den Damen.«

»Wer war der Cavalier?«

»Der Cavalier Roger de Martroy.«

Ein bitteres Lächeln umzog Fernands Lippen, aber er ſchwieg.

»Der dritte Wagen war zugemacht,« fuhr Galleran fort; »es ſaßen »Drinker's« und Damen darin, die ich aber nicht erkannte.«

Digitized by Google

Fernand ſtand nun auf. »Ich will nicht den Tyrannen gegen Sie ſpielen,« ſagte er; »von allen dieſen Damen nehme ich nur drei für mich . . . die übrigen bleiben zu Ihrer Verfügung.«

»Nur drei!« erwiederte Galleran; »wie genügſam! . . . darf ich fragen, welche?«

»Erſtens die Frau des Doctors, in Ihrem Intereſſe . . . Zweitens die Marquiſe Aſträa . . .«

»In weſſen Intereſſe?«

»Im Intereſſe des bewußten Geſchäfts.«

»Und drittens?«

»Antoinette de Morges . . .«

Er hielt inne und ſetzte mit geckenhaftem Lächeln hinzu: »Im Intereſſe des Chevalier Roger de Martroy.«

VII.

Die Stutzbüchſe des Doctors.

Als Fernand und Galleran in das Gaſtzimmer kamen, war das von der armen Chiffon und ihrem Freunde Loriot beſtellte Abendeſſen bereits aufgetragen. — Galleran hatte erwartet, in dem Doctor Sulpice einen ſo ſchönen und noch ſo jungen Mann zu finden.

Der Doctor ſchrieb eben mit Bleiſtift einen Brief auf einer Ecke des Tiſches. Er begrüßte die beiden Freunde mit einer höflichen, aber kalten Kopfbewegung, durch die er ſich als ihren »Gönner« zu erkennen gab.

»Sie erlauben, meine Herren,« ſagte er, immerfort ſchreibend; »ich zähle auf Ihre Gefälligkeit, dieſen Brief heute Abend mitzunehmen.«

Digitized by Google

Galleran und Fernand verneigten sich. Der Doctor legte sein Billet zusammen und schrieb die Adresse.

»Entschuldigen Sie, meine Herren,« fuhr er fort, »daß ich keine Complimente mit Ihnen mache. Ich glaubte diese einfache Mahlzeit mit Andern zu theilen . . . Guten Abend, Fernand . . . Herr von Galleran, ich habe schon längst gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Er bot seinen Gästen Stühle und blieb vor dem Camin stehen. Das lodernde Feuer ließ die Umrisse seiner Gestalt sehr deutlich erscheinen. Unter seinem Reiserock trug er den schwarzen Frack des Arztes, und man hätte unter den elegantesten Parisern lange suchen können, bevor man eine solche anmuthige Haltung, vereinigt mit wahrem Adel, gefunden hätte. In gewissen weiten, faltigen Costümen wire der Doctor vielleicht etwas heroisch oder theatralisch erschienen, aber ohne sein Wissen, und das Einfache, Ungezwungene seines Benehmens würde ihm in jeder Gestalt den widrigen Beigeschmack eines Romanhelden erspart haben.

Das Leben des Doctors Sulpice war gleichwohl ein Roman, ja noch mehr als ein Roman, es war eine rührende gut gelungene Geschichte gewesen, in welcher der Geist im Verein mit dem Herzen tapfer gekämpft hatte.

Die elegante Welt in Paris kannte den Doctor Sulpice dem Namen nach durch seine Curen. Er hatte, wie seine ehrenwerthen Collegen sich ausdrückten, »Glück in seiner Praris gehabt.« Aber auch außer dem Ruf, den er sich als Arzt erworben, war er im Publicum sehr bekannt, und vielleicht verdankte er einen Theil dieses Rufes dem phantastischen Geschwätz, dessen Gegenstand er war.

Wenige hätten sagen können, woher er kam. Er war jetzt dreißig Jahre alt, und Manche, die seine früheren Ver-

Digitized by Google

hältniſſe zu kennen glaubten, verſicherten, im Alter von fünfundzwanzig Jahren habe er weder leſen noch ſchreiben können. Er arbeitete damals mit Feile und Grabſtichel in dem Laden eines beliebten Büchſenmachers, den er durch ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit bereicherte. Seitdem er das Gewerbe des Graveurs aufgegeben hatte, wurden die aus ſeinen Händen hervorgegangenen Gewehre zu fabelhaften Preiſen verkauft. — Einige ſeiner Kunden konnten ihre Piſtolen oder Jagdgewehre zeigen und lächelnd ſagen: »Dies iſt das Werk unſeres Doctors.«

Als Graveur hatte Sulpice täglich zwölf Stunden gearbeitet. Seitdem er ſich der Wiſſenſchaft widmete, arbeitete er ſechzehn bis ſiebzehn Stunden. Er befand ſich wohl dabei, und die geiſtige Anſtrengung hatte auf ſeiner Stirn keine Spur zurückgelaſſen.

Der Doctor Sulpice hatte alſo fünf Jahre gebraucht, um folgendes Programm vom Anfang bis zu Ende durchzuarbeiten: fertig leſen, ſchreiben, rechnen und reden lernen; — ſich an den eleganten Frack gewöhnen, der den freien Bewegungen der jungen Leute aus dem Volke ſo hinderlich iſt; — die gehörige wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Vorbildung erlangen, um die mediciniſchen Vorleſungen beſuchen und in den Krankenhäuſern die zur ärztlichen Praxis nothwendige Erfahrung zu ſammeln; — die Prüfungen beſtehen und den akademiſchen Grad erwerben; — einen Wirkungskreis gründen, ohne einer Zeitungsannoncengeſellſchaft den Tribut zu bezahlen und ſich von einem berühmten Praktiker ins Schlepptau nehmen zu laſſen; — den Neid bändigen, die Läſterzungen zum Schweigen bringen, die Patienten an ſich feſſeln.

Denn der Doctor Sulpice hatte eine glänzende Praxis, und alle ſeine Patienten waren ſeine fanatiſchen Bewunderer.

Digitized by Google

Niemand wird ihm den Vorwurf machen, daß er seine Zeit verloren.

Der Doctor Sulpice hatte eine junge, liebenswürdige Frau, der er, nach den Sitten der eleganten Welt, viel zu viel Freiheit ließ. Seine Frau war seit kurzem in den Gesellschaftskreis des Herzogs von Rostan eingeführt worden. Dies war freilich nicht die erbaulichste Gesellschaft, die man wählen konnte. Madame Sulpice hatte ein dreijähriges Töchterchen. Der Doctor liebte seine Frau, und er wurde fast närrisch vor Freude, wenn er die wunderhübsche kleine Victoria in der Wiege liegen sah.

Es gibt in der Pariser Sprache einen Ausdruck, der im Grunde gar nichts bedeutet und gleichwohl nach Befinden der Umstände eine ungemeine Wichtigkeit haben kann. In manchem Munde ist dieses Wort ein Tadel; von andern Lippen ausgesprochen, ist es gewissermaßen ein zuerkannter Preis, ein Lorbeerkranz. Wenige Menschen halten es für eine Beleidigung; die meisten haschen darnach, als ob es das große Loos in der Lotterie der Bürgerehre wäre. Original heißt das Wort.

Der Doctor Sulpice war ein Original. Den neugierigen Schwätzern sagte er nie die Beweggründe seines Benehmens, und gab sich nie die Mühe, die Grundsätze der Wissenschaft gegen Narren zu vertheidigen. Er wandelte als Mensch und Arzt seinen eigenen Weg, der sein Geheimniß war. Seine Freunde wußten von wunderbaren Curen zu erzählen; seine Feinde nannten ihn einen Charlatan; er hatte viele Feinde und viele Freunde.

Er hatte ein schönes, blasses Gesicht. Solche Gesichter hält der große Haufe für kalt und gefühllos, sie sind aber fast immer der Spiegel großer Leidenschaften. Sein starkes,

Digitized by Google

etwas geringeltes Haar begann auf dem Scheitel ſchon durchſichtig zu werden. Die ſchöne Form ſeines Kopfes ward dadurch um ſo beſſer ſichtbar. Seine hohe Stirn war ernſt und gedankenvoll, aber der Blick ſeiner großen freundlichen ſchwarzen Augen hatte eine eigenthümliche magnetiſche Gewalt. Seine Adlernaſe und die Linien ſeines Mundes drückten eine heitere Sanftmuth aus, die oft einen Anflug von leichter Satyre hatte. Hätte er nicht zuweilen unwillkürlich ſeine Kraft verrathen, ſo hätte man ihn, trotz ſeiner dreißig Jahre, für einen erſten jugendlichen Liebhaber halten können, der bereit iſt in einer Pariſer Komödie aufzutreten.

Fernand verlor bei ihm ſehr viel von ſeiner Keckheit und Zuverſicht; Galleran bemerkte es wohl. Der ruinirte Edelmann ſelbſt fühlte, daß er in dem Doctor Sulpice ſeinen Herrn gefunden, gegen deſſen große geiſtige Ueberlegenheit die Keckheit nichts vermochte.

»Denken Sie ſich,« fuhr der Doctor fort, »ich habe nur einen Abſtecher hieher gemacht, wie ein Knabe, der hinter der Schule weg läuft. Mein Wagen erwartet mich an der Barriere-du-Maine, und dieſen Abend Schlag neun Uhr muß ich in der Straße Grenelle-Saint-Germain ſeyn . . . Ich habe drei Viertelſtunden auf der Eiſenbahn, zwanzig Minuten im Wagen zu machen; es iſt ein Viertel auf acht; wir haben fünfundzwanzig Minuten zum Abendeſſen und Plaudern; mehr Zeit brauchen wir nicht.«

Er nahm zwiſchen den beiden jungen Leuten Platz.

»Ich hätte gewünſcht, meine Herren,« fuhr er fort, indem er die Suppe ſervirte, »daß Sie die beiden wunderhübſchen Kinder geſehen hätten, die dieſes Abendeſſen beſtellt haben . . . ein junges Bürſchchen und ein Mädchen . . . Ich hätte zehn Louisdor gegeben, um lange mit ihnen zu

Digitized by Google

plaudern, aber der Preis der Mahlzeit wird sie wahrscheinlich abgeschreckt haben; sie sind davon gelaufen . . . Doch Sie wissen nicht, von wem ich spreche. Wahrhaftig, den beiden Kleinen würde diese magere Suppe besser gemundet haben, als uns!«

Er schlug mit dem Messer an sein Glas, und die dicke Wirthin steckte ihr rothes Gesicht zur Thür herein.

»Geben Sie uns wenigstens den besten Wein, den Sie haben,« sagte der Doctor Sulpice.

Fernand und Galleran schwiegen, sie schienen trotz des ganz gleichgiltigen Gesprächs etwas verlegen zu seyn.

»Hätte die liebenswürdige Wirthin mich nicht zurückgehalten,« setzte der Doctor hinzu, »so wäre ich vielleicht selbst ins Schloß gegangen . . .«

»Ist der Brief ins Schloß bestimmt?« unterbrach ihn Fernand, der zum ersten Male das Wort nahm.

»Wie neugierig!« sagte der Doctor. »Essen Sie doch von diesem Rindfleisch mit Kraut . . . Ich glaubte, Einer von Ihnen sey in Nogent, der Andere in Paris . . .«

Galleran konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

»Mein Gott!« sagte der Doctor, »ich habe es zufällig erfahren. Sie müssen mich nicht für einen Hexenmeister halten . . . Die Wirthin sagte mir, Sie wären fortgeritten und wiedergekommen . . . Herr von Galleran, darf ich Ihnen vorlegen?«

Robert hielt seinen Teller hin und antwortete mit dem Lächeln eines Höflings, der mit seinem Fürsten spricht: »Mein Erstaunen konnte nur angenehm seyn. Es wunderte mich, daß sich der Doctor Sulpice mit einer so unbedeutenden Person beschäftigt.«

»Mein lieber Herr,« erwiederte der Doctor, »wir

Digitized by Google

werden uns künftig ſehr viel mit einander beſchäf=tigen.«

Robert, der ſich offenbar geſchmeichelt fühlte, dankte ihm mit einem Lächeln. Fernand war neidiſch.

Die dicke Wirthin brachte Wein. — »Ich werde mir die Freiheit nehmen,« ſagte ſie mit klatſchroſenfarbener Freundlichkeit, »den Kork abzuziehen und den Herren das erſte Glas einzuſchenken. Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf.«

»Reden Sie, Frau Wirthin,« erwiederte Sulpice.

Die dicke Frau machte drei ſehr gut gelungene Knire. — »Was erſtens den Wein betrifft,« fuhr ſie fort, »ſo werden Sie ſich ſogleich überzeugen, denn ich ſehe es Ihnen an, daß Sie feine Kenner ſind . . . Für's Zweite wiſſen Sie, daß ich Witwe bin und von meinen beiden erſten Männern keine Kinder habe . . .«

»Oho!« fiel ihr Fernand ins Wort; »Sie haben ja drei Männer gehabt.«

»Bitte um Entſchuldigung . . . So weit ſind wir noch nicht . . . ich ſage, meine beiden erſten, denn man kann ja nicht wiſſen . . . ich habe, Gott ſey Dank! eine gute Geſundheit und ein gefühlvolles Herz . . . mein zweiter hieß Fagot . . . Joſeph Fagot. Viele Leute fanden es lächer=lich, Madame Fagot zu heißen . . . Iſt er gut? Nun, das freut mich!«

Sie meinte den Wein.

»An einem Namen,« fuhr ſie fort, »liegt im Grunde ſehr wenig . . . Ich habe Eine gekannt, die Madame Dindon hieß . . . Sie lachen, meine Herren? O, Sie ſollten mich nur hören, wenn ich Spaß mache . . . Ungeachtet deſſen da mein Erſter ſich Béquet nannte — das klingt ſchon nobler,

Digitized by Google

— will ich mich künftig in Paris Madame Fagot-Béquet oder Madame Béquet-Fagot nennen laſſen.«

»In Paris?« fragte der Doctor.

»Hören Sie nur. Ich habe von meinen beiden Erſten etwas geerbt. Hier iſt es ein Elend, Paris hingegen iſt das Paradies der Frauen! Wenn man dort eine gute Geſundheit und Geld und einen guten Humor hat . . . nicht wahr, man weiß nicht, was geſchehen kann?«

Sie ſah ihre drei Gäſte einen nach dem andern an, brach in ein lautes Gelächter aus, wurde aber auf einmal ernſthaft und ſetzte hinzu:

»Schaun Sie, hier würde man mir gewiß eine Katzenmuſik bringen . . . Das iſt klar wie die Sonne! . . . Deshalb nehme ich mir die Freiheit,« — hier machte ſie wieder einen Knix, — »Sie um Ihre Kundſchaft zu bitten; denn ich gedenke in Paris ein Hôtel garni, Kaffehhaus oder Gaſthaus zu eröffnen, oder ſonſt ein Geſchäft anzufangen, wobei ich dem Publicum zu Dienſten ſtehe . . . ich werde Alles aufbieten, durch Anmuth und Liebenswürdigkeit die Zufriedenheit meiner Gäſte zu verdienen.«

Wäre der Doctor Sulpice nicht da geweſen, ſo würden Fernand und Galleran mit Madame Béquet-Fagot oder Fagot-Béquet einen köſtlichen Spaß gehabt haben.

»Liebe Frau Wirthin,« ſagte Sulpice, »in Paris verliert man gar oft, was man in der Provinz gewonnen hat.«

»Ich habe noch eine andere Idee,« fuhr die Wirthin fort; »was ſagen Sie zu einem Café-Concert, mit freiem Eintritt und gezwungener Zehrung . . . Ich habe einen

Digitized by Google

Stallknecht, der die Lieder aus der großen Oper wie eine Amsel singt.«

»Doctor,« mahnte Fernand, »Sie haben nur noch fünf Minuten.«

Sulpice reichte der Wirthin seine Karte.

»Wenn Sie Ihren Vorsatz wirklich ausführen wollen,« sagte er sehr ernst, »so kommen Sie zu mir. Ich weiß aus Erfahrung, daß man sich in dieser Welt gegenseitig nützliche Dienste leisten kann, wie verschieden auch die Stellung sey, die man einnimmt . . . Ich bringe denen, die für mich arbeiten, Glück . . . Auf Wiedersehen!«

Die Wirthin machte einen Knix und entfernte sich. »Das Café-Concert,« dachte sie im Fortgehen, »wäre mir das liebste . . . Es kommt nur darauf an, ob es im Freien oder im Hause seyn soll . . . Im Sommer wär's recht schön im Freien, aber im Winter . . .«

»Die armen kleinen Wanderer!« sagte Sulpice, als die Wirthin fort war. »Ich denke unwillkürlich an sie . . . Wir haben ihr Abendessen verzehrt . . . Herr von Galleran, Sie sind auch aus der Provinz, ich wette, daß Sie die Bauerntracht Ihres Dorfes nicht ohne Rührung sehen können.«

»Doctor,« erwiederte der Edelmann, »mein Vater ist auf seiner Herrschaft, die ich verkauft habe, selig in dem Herrn entschlafen. Wenn ich einen Landmann aus meiner Heimat sehe, füllen sich meine Augen mit Thränen.«

Sulpice reichte ihm die Hand.

»Der hübsche kleine Bursche,« sagte er für sich, »trug die Jacke, in welcher ich aufgewachsen bin!«

Fernand wunderte sich, daß der Doctor, der sonst gar nicht gesprächig war und heute so wenig Zeit hatte, sich so

Digitized by Google

gern diesem sentimentalen und zwecklosen Geschwätz hingab. Der Blonde war übel gelaunt: er fand, daß Galleran, den er als Untergebenen betrachtete, von Sulpice mit viel zu großer Aufmerksamkeit behandelt wurde.

Fernand war in seinem eigenen Interesse, aber auch im Interesse des Doctors nach Maintenon gekommen. Man hatte ihm einen mißlichen und schwierigen Auftrag gegeben, welcher bewies wie hoch man seine Talente schätzte. Er hatte schon Aufträge, die man nur grundgescheiten Menschen ertheilt, mit glücklichem Erfolg besorgt . . . Und jetzt würdigte ihn der grausame Sulpice nicht einmal einer Frage! Sulpice plauderte mit Galleran und dachte mit Rührung an zwei kleine Vagabunden, die er hier zufällig getroffen hatte. Fernand schmollte.

»Doctor,« sagte er in seiner üblen Laune, »ich habe Lust, mit Ihnen auf der Eisenbahn abzureisen.«

»Ich halte das gar nicht für unmöglich,« erwiederte Sulpice, der ihn zum ersten Male ansah. »Haben Sie Ihre Geschäfte hier abgethan?«

»Was für Geschäfte?« fragte der Blonde.

Sulpice lächelte. — »Herr von Galleran,« sagte er, »hat unser Freund Fernand Ihnen etwa zufällig von den Millionen gesagt, die er angeln will?«

»Ja wohl!« erwiederte Robert, während Fernand die Farbe wechselte.

Hätten sie neben einander gesessen, so hätte ihn Fernand in den Arm kneifen können; aber Sulpice saß zwischen ihnen, Fernand zu seiner Linken, Galleran zu seiner Rechten.

»Unser junger Freund,« fuhr Sulpice fort, »hat sich frühzeitig an Weltton und Weltsitte gewöhnt. Er fühlt sich

Digitized by Google

ſtark und kampfbereit; ich finde das ganz natürlich . . . Sie müſſen eines Joches überdrüſſig ſeyn, Herr von Galleran?«

»Allerdings,« erwiederte Robert ernſter, »ſobald mir das Joch im mindeſten läſtig iſt.«

»Sie nehmen nicht gern den zweiten Platz ein?«

»Es kommt darauf an, wer den erſten einnimmt.«

»Sie leiden nicht gern das Gebiß? . . .«

»Erlauben Sie, Herr Doctor, ich habe es bis jetzt noch nicht im Munde gelitten.«

»Man ſieht daß Sie ein ganzer Mann ſind; Sie haben Selbſtgefühl. Ich weiß nicht, ob Sie nöthigenfalls befehlen können; Ihre eigene Meinung iſt, daß Sie nicht zu gehorchen wiſſen.«

»Das iſt wahr . . . es müßte denn . . .«

»Es müßte denn? . . .« wiederholte Sulpice, als Galleran ſtockte.

»Ich muß geſtehen,« ſagte Galleran, ſeinen gewohnten ungezwungenen Ton wieder annehmend, »daß ich dieſes Verhör ſehr ſonderbar finde. Es ſind etwa zwanzig Minuten, daß ich die Ehre hatte, Sie zum erſten Male zu ſehen . . .«

»Und ich fühle mich ſchon zu Ihnen hingezogen, Herr von Galleran,« unterbrach ihn Sulpice.

Fernand huſtete. Galleran meinte, man wolle ihn vielleicht foppen.

»Sie ſcheinen etwas im Halſe zu haben, Freund Fernand,« ſagte der Doctor zu dem Blonden; »trinken Sie einen Schluck und verhalten Sie ſich ruhig.«

Er füllte die Gläſer.

»Der Wein unſerer dicken Wirthin iſt nicht übel,« fuhr

Digitized by Google

er fort. »Ich wette, daß sie in Paris schlechteren verkaufen wird . . . Herr von Galleran, wissen Sie wie ich mit unserem Freunde Fernand bekannt geworden bin?«

»Nein,« antwortete Robert, »ich weiß nur, daß Sie ihm das Leben gerettet haben.«

»Wirklich!« sagte Sulpice laut lachend; »ich habe dem lieben Jungen das Leben gerettet?«

Fernand fing wieder an zu husten und stammelte:

»Ich biete alles auf, um meinen Dank zu bethätigen ... Was kann man thun, wenn man einem Arzt gefällig seyn will?«

»Man muß überall sagen: dieser Arzt hat mir das Leben gerettet!« unterbrach ihn Sulpice; »das ist sonnenklar, wie unsere Wirthin sagt, und zugleich ein Beweis von Artigkeit und Klugheit . . . Schönen Dank, Fernand; dieser schöne Zug Ihres Charakters war mir unbekannt, ich bin Ihr Schuldner.«

»Mein Gott, Doctor . . .« begann der Blonde.

»Ich bin Ihnen unendlich verbunden; ich sehe wohl, daß ich Ihnen einen großen Theil meines Rufes verdanke.«

»Es würde mir sehr leid thun . . .«

»Sie sind mein Wohlthäter!«

»Haben Sie ihm wirklich nicht das Leben gerettet?« fragte Galleran.

»Ich werde es ihm retten, wenn er einmal krank wird und mich rufen läßt.«

Fernand flüsterte dem Doctor ins Ohr: »Wozu ist es nöthig, diese Sache zu erörtern?«

»Es mag nöthig seyn oder nicht,« antwortete Sulpice trocken, »ich erörtere die Sache nach meinem Gefallen.«

»Lieber Herr,« sagte er zu Robert, »Sie müssen unsern

Digitized by Google

jungen Freund nehmen wie er iſt und keinen Spott mit ihm treiben. Vielleicht werden auch Sie einſt ſagen, daß ich ihm das Leben gerettet.«

»Wenn es die Wahrheit iſt.«

»Ich meine: wenn es nicht die Wahrheit iſt.«

»Warum, wenn ich fragen darf?«

»Weil man der neugierigen Welt gewiſſe zweideutige Verhältniſſe erklären muß; man macht es dann nicht wie man will, ſondern wie man kann.«

Galleran erröthete und ſein ſchönes Geſicht nahm einen beleidigten Ausdruck an.

»Ich verſtehe Sie nicht mehr, Herr Doctor,« ſagte er.

»Sie werden mich ſogleich verſtehen . . . aber vor allem muß ich Ihnen erzählen, wie ich mit Fernand bekannt geworden bin, denn ich ſehe, daß Sie es nicht wiſſen . . . Fürchten Sie nichts,« ſagte er zu dem Blonden, der ingrimmig an den Nägeln kaute; »ich werde die Sache nur oberflächlich berühren . . . Sie müſſen wiſſen, Herr von Galleran, daß ich, außer der ſchweren Aufgabe, der Menſchheit wider ihren Willen zu dienen, ein Werk unternommen habe, das zwar minder großartig und umfaſſend iſt, aber mich auf eine mit Hinderniſſen beſäete Bahn getrieben hat. Sie und viele Andere werden einſt die Löſung meines Räthſels erfahren. Dieſe Löſung werde ich ſelbſt geben. — Um die Hinderniſſe zu beſeitigen und mir den Weg zu bahnen, brauche ich zuweilen einen Gehilfen. Die menſchliche Natur iſt nicht ſehr dienſtfertig. Ich bin gewohnt geworden, mit der Stutzbüchſe in der Hand um Hilfe zu rufen, wie der Bettler Gil Blas um Almoſen bat. Dieſes Mittel bleibt gemeiniglich nicht ohne Erfolg; ſo lange es ſich bewährt, werde ich kein beſſeres ſuchen. Eines ſchönen Tages, als ich gerade einen Gehilfen

Digitized by Google

brauchte, machte ich die Bekanntſchaft meines Freundes Fernand. Er gefiel mir. Zu gewiſſen Zwecken habe ich ſolche ſcharfe, einſchneidende Charaktere ſehr gern. Wiſſen Sie noch, Fernand, was ſich zutrug?«

»Ja,« ſagte der Blonde leiſe, »ich weiß es noch.«

»Vielleicht ahnen Sie es, Herr von Galleran?« ſagte Sulpice, der ſich plötzlich zu ſeinem Nachbar rechts wandte.

»Ja,« antwortete Robert, »ich ahne es.«

»Ich will Ihnen mit kurzen Worten ſagen was geſchah. Sie werden dann ſehen, ob Sie richtig gerathen haben. Es war in einem Salon. Fernand übertraf ſich ſelbſt; er kann in der eleganten Welt ſchon eine Figur ſpielen, wenn er will.«

Der Blonde ſaß wie auf Kohlen. Der Doctor nippte aus ſeinem Glaſe Bordeaux und fuhr fort:

»Ich ſtellte mich ihm ganz allein vor. Er empfing mich wie ein Mann, der von ſich ſelbſt eine hohe Meinung hat. Er würde ſich damals ſehr gewundert haben, wenn man ihm geſagt hätte, daß ich befehlen und er gehorchen würde . . . aber ich hatte meine Stutzbüchſe bei mir. Ich nahm meinen Fernand auf die Seite und flüſterte ihm ein paar Worte ins Ohr . . . Seitdem ſchweigt er, wenn ich rede, und thut Alles was ich will. Nicht wahr, Fernand?«

Fernand ſchwieg.

»Dachten Sie ſich die Sache ſo?« fragte Sulpice den Edelmann.

»Ja, ungefähr ſo,« erwiederte Robert.

»Und was ſagen Sie dazu?«

Galleran beſann ſich einige Secunden, ehe er antwortete: »Doctor, mit gewiſſen Leuten ſollte man anders verfahren.«

Digitized by Google

»Glauben Sie?«

»Ja, ich glaube es . . . ich bin feſt davon überzeugt... Ich kenne Leute, bei denen Ihre Stutzbüchſe nichts ausrichten würde.«

»Der Gimpel!« dachte Fernand.

»Sie zum Beiſpiel?« fragte der Doctor mit ſanfterem Tone.

»Allerdings . . . ich!«

Der Doctor Sulpice ſtellte ſein Glas, aus welchem er von Zeit zu Zeit genippt hatte, auf den Tiſch. Der Blitz, der aus ſeinen Augen hervorſchoß, traf den Blick Galleran's, deſſen Augenlider ſich ſenkten.

»Ja, ich!« wiederholte er gleichwohl mit etwas zornigem Ausdruck.

»Ich höre wohl,« ſagte der Doctor ganz gelaſſen; »Sie ſagen: ich.«

»Noch mehr,« ſetzte Robert mit noch größerer Heftigkeit hinzu, »wer die Stutzbüchſe gegen mich gebraucht, dem ſchlage ich den Schädel mit dem Kolben ein.«

Fernand lachte ins Fäuſtchen und ſagte zu ſeiner Privatnotiz: »Einfaltspinſel!«

Die Wolke, die am Horizont aufſtieg, gab ihm ſeine gute Laune wieder. Die Wolke drohte ja nur Galleran.

»Lieber Herr,« ſagte der Doctor, »ich allein habe von einer Stutzbüchſe geſprochen . . . Ich muß daher Ihre Drohung auf mich beziehen.«

»Sie haben zuerſt gedroht.«

»O, ich thue mir keinen Zwang an,« erwiederte Sulpice lachend; »ich habe meine Stutzbüchſe . . . Fernand, Sie können Ihren Freund Galleran nicht ausſtehen; ich will

Digitized by Google

Ihnen eine Freude machen . . . Herr von Galleran, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie brauche und es mit Ihnen so machen werde, wie ich's mit Fernand gemacht habe.«

»Thun Sie es auf Ihre Gefahr; die Folgen müssen Sie sich selbst zuschreiben,« sagte Robert, der blaß wurde, dessen große schwarze Augen aber gar keine Furcht ausdrückten.

»Soll ich leise oder laut sprechen?« fragte Sulpice.

»Laut,« erwiederte Galleran.

Fernand lauschte. — Sulpice besann sich einen Augenblick, dann neigte er sich zu Robert und sagte:

»Ich glaube, es ist besser, ganz leise zu reden.«

Fernand verstand kein Wort; er sah nur, daß sein Freund Galleran auf dem Stuhl wankte und zuerst feuerroth dann leichenblaß wurde.

»Woher wissen Sie das?« stammelte Robert, den Doctor mit unaussprechlichem Schrecken anstarrend.

»Dasselbe fragte unser Fernand, als ich ihm ins Ohr geflüstert hatte,« antwortete Sulpice . . . »Aber ich verrathe so wenig meine wie Anderer Geheimnisse, und Sie können auf meine unbedingte Verschwiegenheit zählen . . . so lange Sie mir gehorchen.«

Digitized by Google

VIII.

Abrechnung.

Fernand hätte seine ganze Börse gegeben, um zu erfahren, was der Doctor zu Robert von Galleran gesagt hatte. Es waren freilich keine ungeheuren Summen in seiner Börse. Sein Capital war die Hoffnung.

Robert und Sulpice schwiegen. Die letzte Scene, deren Beschreibung so viel Zeit erforderte, hatte gerade fünf Minuten gedauert. — Der Doctor stand auf.

»Herr Sulpice,« sagte Robert kalt und traurig, »wenn Sie sich anders gegen mich benommen hätten, würde ich ganz der Ihrige gewesen seyn.«

»Ich glaube Ihnen, Herr von Galleran,« antwortete Sulpice; »aber ich bin dreißig Jahre alt und habe die Erfahrung eines Sechzigers. Ich brauche Bürgschaften. Ueberdies arbeite ich nicht für mich. Es würde mir nie eingefallen seyn, Sie als Werkzeug zu benützen, wenn ich diese Bürgschaften nicht hätte.«

»Herr Sulpice,« erwiederte Robert, »ich bin in Ihrer Gewalt, so lange ich überhaupt in der Gewalt eines Menschen seyn kann . . . Werden Sie nicht vermessen und treiben Sie mich nicht zum Aeußersten!«

Der Doctor reichte ihm die Hand. »Ich kenne Sie,« sagte er; »Ihre Laster sind irregeleitete Talente . . . Ich benutze die Leute nach ihren Eigenschaften. Sie werden mich

Digitized by Google

lieb gewinnen trotz der Kette, die ich Ihnen um den Hals gelegt habe, weil sie dieselbe nur einmal in Ihrem Leben fühlen werden . . . Sie, Fernand,« fuhr er fort, »habe ich nicht ins Verhör genommen. Ich weiß was Sie gethan haben; ich weiß auch was Sie thun wollten . . . Ich rathe Ihnen, mäßigen Sie Ihre Liebe und Ihren Ehrgeiz . . . Wenn Sie nicht für mich thätig sind, werden Sie mir zur Last . . . und Sie wissen wie ich's mit Denen mache, die mir zur Last sind . . .«

»Ich bin zwanzig Jahre alt,« sagte Fernand, der dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben suchte; »in diesem Alter liebt man nicht mehr!«

Der Doctor streichelte ihm das Kinn. »Sie haben Falten in den Winkeln Ihrer blauen Augen und graue Haare in Ihren blonden Locken . . . Sie sind hübsch nach Art der zwanzigjährigen Coketten, die doppelt so viele Jahre gelebt haben und nur noch im Halbdunkel angebetet werden . . . Spielen Sie Ihre Rolle bei der Marquise nur fort: Sie sind bei ihr am rechten Ort . . . Ich würde schlaflose Nächte haben, wenn ich ein Mädchen wäre und von Ihnen vergöttert würde . . . Ich rathe Ihnen, thun Sie Ihre Pflicht; geben Sie mich nicht auf, wenn Sie auch das Schattenbild einer Million erblicken. Ich habe ein wachsames Auge auf Sie!«

»Soll ich ins Schloß gehen?« fragte Fernand.

»Ja,« antwortete der Doctor; »noch diesen Abend, und sobald wie möglich.«

»Haben Sie an Madame Sulpice nichts zu bestellen?«

»Durch Sie nichts.«

Fernands Gesicht drückte in diesem Augenblicke zugleich Aerger und Spott aus.

Digitized by Google

»Robert wird alſo der glückliche Bote ſeyn?« fragte er.

Er betonte das Wort »glücklich« ſo ſtark, daß ſich Sulpice zu Galleran wandte. Galleran ſtand nachſinnend an der Thür. Die Traurigkeit ſtand ſeinem regelmäßig ſchönen Geſicht ungemein gut. In ſeiner gebückten Stellung hingen ſeine dunkeln Locken zu beiden Seiten der Wangen herab. Sulpice wußte, welche Männer den Frauen gefallen.

Sein Blick fiel auf einen kleinen Spiegel, der ihm gerade gegenüber an der Wand hing. Sulpice ſah das ſpöttiſch lächelnde knabenhafte Geſicht Fernands, aber zugleich ſeine eigenen ſchönen, ſtolzen, ausdrucksvollen Züge.

»Herr von Galleran,« ſagte er, den mit Bleiſtift geſchriebenen Brief aus der Taſche ziehend, »Sie haben Zutritt im Schloſſe Morges und bei dem Herzog von Roſtan?«

»Ja, Herr Sulpice.«

»Meine Frau iſt jetzt im Schloſſe, und ich möchte ihr dieſen Brief zuſchicken.«

Galleran ſchwieg.

»Ueberdies,« fuhr der Doctor fort, »verhehle ich Ihnen nicht, daß ich Ihre Gefälligkeit in Anſpruch nehmen muß.«

»Reden Sie, ich erwarte Ihre Befehle.«

»Meine Befehle, Herr von Galleran — da Sie die Bitte, die ich an Sie richten will, ſo zu nennen belieben, — meine Befehle werden Ihnen von einer andern Perſon ertheilt werden. Nehmen Sie dieſen Brief und geben Sie ihn ab. Man wird Ihnen dann ſagen was Sie zu thun haben.«

Robert nahm den Brief. Die Adreſſe lautete: An Madame Sulpice, im Schloſſe Morges.

Robert ſteckte das Billet in ſeine Brieftaſche und ver-

Digitized by Google

neigte sich. — Der Doctor warf das Geld für das Abendessen auf den Tisch und entfernte sich mit den Worten: »Meine Herren, auf Wiedersehen und ohne Groll . . . Sie werden bald von mir hören.«

Fernand und Galleran blieben allein im Gastzimmer. Galleran ging, ohne zu wissen was er that, mit großen Schritten auf und ab. Fernand lehnte sich auf seinem Strohsessel zurück, steckte beide Hände in die Hosentaschen und pfiff das ganze Finale des »Propheten.«

»Dieser Mann,« sagte er, als das Stückchen zu Ende war, »spielt im Leben eine Melodramenrolle .... So oft als ich ihn sehe, denke ich an Mélingue im Theater der Porte-Saint-Martin . . . Er glaubt mich an einer starken eisernen Kette zu halten, und ich fühle nur eine Cravate von Spinnengewebe um den Hals . . . Wenn mich's zu sehr juckt, greife ich zu, und die Sache ist abgethan.«

Robert stand gerade vor ihm still. »Er ist in der That ein sonderbarer Mann,« sagte er, wie mit sich selbst redend.

»Bah! Sie werden doch nicht Alles für Ernst nehmen?«

»Sie gehorchen ihm ja, Fernand . . .«

»Ja, das ist wahr, schon seit langer Zeit . . . aber ich habe anfangs meinen Vortheil dabei gefunden . . . jetzt wird mir die Sache langweilig.«

»Ich wäre sein Freund geworden, wenn er gewollt hätte,« sagte Galleran leise.

»Man kann sein Freund nicht seyn, ohne sich zu seinem Sclaven zu machen.«

»Ich wäre auch sein Sclave geworden, wenn's hätte seyn müssen.«

»Trotz seiner Frau?«

Digitized by Google

»Wegen ſeiner Frau?«

Fernand brach in ein lautes Gelächter aus. Robert faßte ſeine beiden Hände und drückte ſie heftig.

»Sie müſſen darüber nicht lachen,« ſagte er mit bewegter Stimme; »hören Sie wohl, ich verbiete es Ihnen!«

»Das fehlte auch noch!« höhnte Fernand; »jetzt ſoll ich ſogar Ihnen gehorchen!«

Galleran ſank auf einen Stuhl und drückte die Hände auf das Geſicht.

»Armer Robert,« ſagte Fernand, einen zutraulichen Ton annehmend, »ſind Sie wirklich verliebt?«

»Laſſen Sie mich,« ſtammelte Galleran.

»Gott verzeihe mir,« ſagte der Blonde, »ich glaube, er weint!«

Eine Thräne perlte wirklich durch Roberts Finger.

»Ich habe Böſes gethan in meinem Leben,« ſagte er, »und werde beſtraft. Es geſchieht mir recht.«

»Das läßt ſich hören! Das Evangelium gebietet, die linke Wange hinzuhalten, wenn man auf die rechte einen Schlag bekommen hat . . . Ich kann mich dazu nicht bequemen.«

»Und doch bücken Sie ſich, Fernand, wenn er ſpricht.«

»Das iſt wahr.«

»Und tiefer als ich.«

»Viel tiefer . . . aber ich richte mich wieder auf, ſobald er fort iſt; Sie hingegen bleiben gebückt . . . Kindereien bei Seite, Freund Robert! der Doctor iſt ein brillanter Schauſpieler, das will ich nicht leugnen, ich nehme ja Lectionen bei ihm, aber im Grunde fehlt es mir auch nicht an Talent, ihm nachzuſtreben und auch aus Ihnen einen guten Künſtler zu machen . . . Sie ſind eben ſo hübſch wie Sulpice, und

Digitized by Google

jünger als er, und das kann gar nicht ſchaden . . . Ich bin noch jünger als Sie und habe mir ſagen laſſen, daß ich nicht übel ſey . . . Wir haben die Weiber gründlich ſtudirt und wiſſen uns in der großen Welt mit Anſtand zu benehmen . . . Wer hindert uns alſo, gegen ihn in die Schranke zu treten?«

»Ich habe kein Vertrauen zu Ihnen, Fernand,« ſagte Galleran, ſich aufrichtend.

»Schönen Dank. Es iſt wenigſtens ein unverſchleiertes Geſtändniß . . . Darf ich fragen, warum Sie kein Vertrauen zu mir haben?«

»Weil ich Sie in Thätigkeit geſehen habe . . . Ich wäre vielleicht noch weiter mit Ihnen Hand in Hand gegangen, wenn ich Sulpice nicht kennen gelernt hätte, denn ich will höher ſteigen, und die Kraft fehlt mir . . . Aber an Ihre Verſprechungen habe ich nie feſt geglaubt . . . Wir ſind zwei Kinder, Sie ſind kecker, ich bin ſchüchterner: in ſolchen Fällen wird der Letztere immer von dem Erſtern verleitet, die Schule zu ſchwänzen.«

»Wenn ich Ihnen aber beweiſe, daß ich einen wohlüberdachten Plan und gegründete Hoffnungen habe?«

»Das hätten Sie mir dieſen Abend beweiſen ſollen, ich würde dann vielleicht einen andern Entſchluß gefaßt haben . . . jetzt aber weiß ich, daß er gegen Sie iſt . . .«

»Der famöſe Doctor?«

»Ich weiß, daß er Sie durchſchaut . . . ich merke wohl, daß Ihre Luftſchlöſſer ſeinem Plane im Wege ſtehen.«

»Und Sie fürchten ihn wirklich?«

»Vielleicht.«

»Diable!« ſagte Fernand, deſſen Blick eine wirkliche

Digitized by Google

Unruhe ausdrückte; »wer nicht mit uns hält, iſt gegen uns. Sollte Ihre Furcht ſo weit gehen, daß Sie den Freund dem Feinde überliefern?«

Galleran zuckte die Achſeln.

»Man hat Beiſpiele, daß die Furcht ſo weit gegangen iſt,« ſetzte der Blonde hinzu.

»Glauben Sie denn,« fragte Robert, »der Doctor Sulpice brauche einen Kundſchafter, der ihm Bericht über Sie erſtattet?«

»Ich wünſche, daß ihm gar nichts über mich berichtet werde.«

»Der Doctor weiß mehr von Ihnen, als ich, denn ich weiß im Grunde gar nichts.«

»Kurz und gut,« fragte Fernand mit entſchiedenem Ton, »ſind wir noch Freunde?«

»Wie früher . . . nicht mehr und nicht weniger.«

»Wenn wir noch Freunde ſind, ſo gibt's noch ein Auskunftsmittel . . . Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen . . . wir Beide haben, wie es ſcheint, ein Geheimniß; wollen Sie Ihr Geheimniß gegen das meinige eintauſchen?«

»Nein,« antwortete Galleran.

»Warum nicht? . . . Mein Geheimniß wird doch wohl ſo viel werth ſeyn wie das Ihrige.«

»Das iſt möglich; aber ich will Ihnen das Ihrige laſſen und das meinige behalten.«

»Sie legen alſo großen Werth auf Ihr Geheimniß?«

»Allerdings.«

»Ein Geheimniß iſt zu errathen,« ſagte Fernand; »wenn ich weiß, daß Jemand ein Geheimniß hat, ſo beſitze ich es ſchon zur Hälfte . . . Wenn ich Ihr Geheimniß errieth?«

Digitized by Google

»Dann würde ich Sie todtschießen,« erwiederte Galleran ganz gleichgiltig.

»Das wäre!« sagte der Blonde; »ich muß also auf meiner Hut seyn . . . Es ist sonderbar! in einem Hause, das der verteufelte Doctor betreten, geht's zu wie in einem Melodrama. Man spricht wie im Ambigu, man geht wie im alten Théâtre historique . . . Ich muß Ihnen sagen, theuerster Feind, daß ich mich nicht so mir nichts Dir nichts todtschießen lasse . . . Aber warum blasen Sie denn nicht dem Doctor das Lebenslicht aus? Dann wäre Ihr Geheimniß geborgen.«

Da Robert nicht antwortete, setzte Fernand hinzu: »Weil Sie in seine Frau verliebt sind? . . . Um so mehr hätten Sie Ursache!«

Galleran sah ihn mit Verachtung an. »Pariser!« sagte er; »fader Schwätzer!«

»Nein, auf Ehre!« erwiederte Fernand, »ich spreche nicht um zu sprechen. Ich finde es gar nicht unterhaltend, diesen Abend mit Ihnen zu verplaudern: aber es empört mich, daß Sie diesen Menschen so vergöttern . . . Solche Leute kenne ich wohl: es sind Charlatane, Magnetiseure, die dem Salonpublicum Sand in die Augen streuen und eine Schaar von Schwachköpfen um sich versammeln; lebende Carricaturen Cagliostro's, die auf ihrer Marktschreierbühne immer ein und dasselbe Wort im Munde führen, um sich einen Ruf zu erwerben . . . Diese Herren haben immer eine »Mission,« wie sie es nennen: einen Auftrag von oben, dessen sie sich zum Wohl der Menschheit zu entledigen haben . . . Abgesehen von der Wiedergeburt der Welt, womit sie sich in ihren Mußestunden beschäftigen, haben sie irgend ein

Unrecht wieder gut zu machen, einer Witwe, einer Waiſe beizuſtehen ... Ich weiß nicht genau, worin die Miſſion unſers romantiſchen Doctors beſteht; aber ich durchſchaue ihn vielleicht beſſer, als er mich. Die Miſſion iſt nur ein trügeriſches Aushängeſchild, das den wirklichen Zweck verhüllen ſoll, und um dieſen Zweck zu errathen, braucht man gerade kein Hexenmeiſter zu ſeyn ... Der Trüffelkönig iſt krank und geiſtesſchwach; er beſitzt Millionen. Sulpice hat ſeine Frau in die Umgebung des Trüffelkönigs geſchmuggelt; der Doctor will nicht, daß wir lüſterne Blicke auf die Millionen werfen: das iſt ganz natürlich. In ſeinen Gedanken ſind die Millionen ſchon ſein; in ſeinen Augen ſind wir Diebe. Seine Frau iſt ſehr ſchön; ſie hat über den Herzog ſchon ſo viele Gewalt bekommen, daß ſogar die Marquiſe Aſträa genöthigt iſt, ſie mit Schonung zu behandeln. Der große Marquis iſt ihr ganz beſonders gewogen, und dieſem iſt nicht zu trauen, denn Don Juan war gegen ihn nur ein blöder Schäfer. — Andererſeits wird der arme Tropf von dem ſchlauen Sulpice beherrſcht. Der Miſſionsdoctor iſt ſehr ſparſam mit ſeinen Beſuchen und tritt nur ſelten aus ſeiner Wolke heraus; dafür umgibt er ihn mit ſeinen Creaturen, zu denen er auch uns zählt ... Seine Ausſichten würden ſehr gut ſeyn, das leugne ich nicht, wenn wir ihm ſo unbedingt ergeben wären, wie er in ſeinem Uebermuth wähnt ... Aber ...«

»Aber Sie verrathen ihn, nicht wahr!« unterbrach ihn Galleran.

»Ich haſſe dieſe plumpen Ausdrücke ... wir wollen uns lieber der blumenreichen Sprache des Doctors bedienen ... er hat von einem Gebiß geſprochen; das Gebiß, das er mir in den Mund gegeben, iſt mir läſtig; ich werfe es ab, ſobald

Digitized by Google

ſich eine ſchickliche Gelegenheit darbietet . . . Wenn Sie an dem Ihrigen Gefallen finden, ſo behalten Sie es, und wohl bekomm's Ihnen.«

Robert ſtieß verdrießlich ſeinen Stuhl zurück.

»Es gibt eine Perſon, die es mit Sulpice aufnehmen kann,« fuhr Fernand fort, »und dieſe Perſon iſt ſeine Feindin.«

»Um Gotteswillen,« ſagte Galleran ungeduldig, »ſchweigen Sie von der ſchönen Aſträa! Thun Sie was Ihnen gefällt, lieber Camerad, und laſſen Sie auch mir meinen Willen. Vor der Ankunft des Doctors waren Sie keck, jetzt ſind Sie unausſtehlich langweilig; vorhin waren Sie mir lieber . . . Werfen Sie in des Teufels Namen Ihr Gebiß ab, ich habe nichts dagegen! Ich für meine Perſon fühle nichts im Munde . . . Sulpice hat mich beleidigt, das iſt meine Sache . . . Seine Frau iſt ſehr ſchön; ſind Sie etwa der Serailwächter des Sultans? . . . Ich weiß jetzt Dinge, die mir vorhin noch nicht bekannt waren . . . Unſere Wege führen auseinander und ich verlaſſe Sie . . .«

»Wir rechnen alſo wirklich mit einander ab?« unterbrach ihn Fernand.

»Allerdings, wir ſchließen unſere Rechnung ab . . . Mich zieht's nach einer gewiſſen Seite hin . . . Wenn ich nicht liebe, ſo bin ich wenigſtens ſehr neugierig . . . vielleicht liebe ich doch . . . Wen? das wiſſen Sie nicht . . . ich glaube, daß es mir eben ſo geht wie Ihnen . . . Vor einer Stunde langweilte ich mich und war ſo entmuthigt, daß ich einen ſchimpflichen Vertrag mit Ihnen einging, der Sie zu meinem Herrn mach e. Jetzt habe ich eine Anregung gefunden in einem Roman, deſſen Anfang viel verſpricht . . . Ich ſchicke Sie daher zum Teufel, kleiner Fernand, ſammt Ihren

*

Digitized by Google

zehn Procent und Ihren Grimassen. Ich werde dadurch keineswegs Ihr Feind, ja nicht einmal Ihr Gegner; nur dürfen Sie nicht mehr sagen: ich behalte mir Diese oder Jene vor. Alle Schönen sind für mich, wenn ich will und wenn sie wollen. Ich bin frei wie der Vogel in der Luft und habe Lust, zur Feier meiner wiedererrungenen Unabhängigkeit ganz allein oder mit einem Stuhl eine Polka zu tanzen. Sie haben nur Ihren kleinen Degen gegen mich; ich bin ein besserer Fechter und habe mehr Muth als Sie . . . Jetzt kommen Sie zum Trüffelkönig.«

»Ja, zum Trüffelkönig,« wiederholte Fernand. »Diesen Abend sind Sie betrunken oder verrückt. Morgen werden Sie sich bei mir entschuldigen.«

Der Doctor Sulpice hatte den Gasthof »zum goldenen Löwen« wie ein gemeiner Erdensohn zu Fuß verlassen. Er war sogar gelaufen, um nicht zu spät auf den Bahnhof zu kommen; denn wie großes Vertrauen er auf seine Kraft setzte, hoffte er doch nicht, daß der Wagenzug seinetwegen warten werde. Er war drei Minuten vor der Abfahrt auf der Station.

Während er vor dem Hause nachsinnend auf und abging, wurde er von einem Manne angeredet, der die Uniform eines Bahnwächters trug. Es war ein untersetzter, breitschulteriger Mensch von etwa vierzig Jahren.

»Guten Abend, mein Wohlthäter,« sagte er, seine Mütze abnehmend.

Sulpice dachte, ehe er sich umsah: Es ist vielleicht Jemand, dem ich das Leben gerettet habe.

Walter Scott erwähnt in dem »Pirat« ein im Norden

Digitized by Google

bekanntes Sprichwort: »Hüte dich wohl, einen Menſchen, der in Gefahr iſt zu ertrinken, aus dem Waſſer zu ziehen, denn er wird dich umbringen.«

Die wenigen Aerzte, die ihre Kranken zu curiren pflegen, geben dieſem exotiſchen Sprichwort Recht: ſie behaupten, ein dem Tode entriſſener Menſch ſey immer undankbar. Er bringt ſeinen Retter wohl nicht um, weil das Umbringen eine gar gefährliche Sache iſt, aber er ſpielt ihm gewiß ſehr boshafte Streiche.

Sulpice hatte mehr als einen Kranken dem Tode entriſſen, und es war ihm ſtets unangenehm, den Geretteten zu begegnen; das Selbſtbewußtſeyn war ihm genug. Aber der breitſchulterige Bahnwächter war kein dem Tode entriſſener Patient; der Doctor hatte ihm nur ſeinen Platz verſchafft, und deshalb wurde er ſein Wohlthäter genannt.

»Guten Abend, Herr Sulpice,« wiederholte der Breitſchulterige. »Sie ſind alſo hier?«

»Ja, Freund Loiſeau, wie Du ſiehſt,« antwortete der Doctor.

Es war nicht der Affe im Hippodrom. Der Affe im Hippodrom war der vormalige Stiefelputzer Loiſeau. Dieſer Loiſeau war einſt Stallknecht im Schloſſe Maurepar geweſen.

»Haſt Du in dieſer Zeit ein wachſames Auge gehabt?« fragte ihn Sulpice.

»Ja, ich habe Alles gethan was Sie mir befohlen, mein Wohlthäter,« erwiederte Loiſeau; »ich habe alle hier einſteigenden Paſſagiere auf's Korn genommen, um zu ſehen, ob nicht ein bekanntes Geſicht dabei wäre.«

»Und Du haſt Niemanden erkannt?«

»Nein . . . wenigſtens nicht unter den einſteigenden

Digitized by Google

Paſſagieren . . . Aber ich habe weiter nachgeforſcht, um Ihnen etwas erzählen zu können.«

Sulpice ſah nach der Stationsuhr.

»Ich habe eben noch Zeit, Ihnen das zu ſagen,« fuhr Loiſeau fort; »man hört den Train noch nicht . . . Madame iſt ſehr ſchön, das muß man ſagen.«

»Madame . . .« wiederholte Sulpice.

»Und die Kleine wächſt hübſch heran.«

»Ja wohl, Gott ſey Dank! . . . Warum ſprichſt Du von Madame?«

»Eine ſchöne Dame, das muß man ſagen . . . Warum ich von ihr ſpreche? O, ich denke mir gar nichts dabei . . . Aber Sie ſind mein Wohlthäter, Sie haben mir dieſen Platz verſchafft und werden mich nach Rambouillet bringen, wo beſſer zu leben iſt . . . Ich habe alſo Madame geſehen . . . ich erkannte ſie gleich an ihren prächtigen Locken, die ſo weich ſind wie Seide . . . Sie war bei der Schloßgeſellſchaft; die Kutſchen waren auf den »trucks,« wie man ſie Dinger nennt . . . Was wird aus den Pferden werden, wenn die Kutſchen ganz allein fortrollen? Aber die Pferde ſind unvernünftiges Vieh, ſie kümmern ſich nicht darum.«

»Und Madame iſt auf der Station abgeſtiegen?« fragte Sulpice.

»Ja, mit der ganzen Schloßgeſellſchaft . . . Und der große Franz, der jetzt Marquis iſt, hat ſie in ſeine dicken Arme genommen, um ſie auf die Erde zu ſetzen, während der bausbackige Herzog der Morgatte die Hand gab . . . Mein Gott, wenn ich mir denke, daß ich die Morgatte mit Holzſchuhen auf der Haide geſehen habe! . . . aber ſie iſt eine Marquiſe geworden, die ſich gewaſchen hat, das muß man ſagen! . . .«

Digitized by Google

Loiſeau ſchwieg. Der Doctor erwiederte: »Haſt Du mir ſonſt nichts von Madame zu ſagen?«

»Eigentlich nichts mehr,« erwiederte Loiſeau. »Aber die beiden Zeiſige.«

»Wen meinſt Du damit?«

»Nun, den kleinen ſpindeldürren Gelbſchnabel . . . Fernand, glaube ich, nennen Sie ihn . . . und den Andern, mit dem ſchwarzen Schnurbart . . . Ich wurde alſo nach Chartres beordert . . . Hören Sie, da kommt der Zug! . . . Es war ein wahres Koſakenwetter; es regnete, als ob am Himmel alle Schleuſen aufgezogen wären . . . Wenn's regnet, bekomme ich immer Durſt . . . Eine Viertelſtunde von Saint-Pierre verließ ich die Bahn und ging zu Fuß . . . die drei Kutſchen aus dem Schloſſe waren auf dem Wege. Als ich in den Ort kam, ſah ich ein Wirthshaus . . . alle Leute aus dem Schloſſe waren darin.«

»Faß Dich kurz,« unterbrach ihn der Doctor, ohne ſonſt ein Zeichen von Ungeduld zu geben; »der Zug kommt.«

»Vor dem Wirthshauſe,« fuhr Loiſeau fort, »war ein Sattelpferd angebunden . . . und ſehen Sie, wie ſich das trifft. Gerade in dieſem Wirthshauſe ſollte ich den Inſpector finden . . . ich gehe die Treppe hinauf; wer begegnet mir? der lockere Zeiſig mit dem ſchwarzen Schnurbart . . .«

»Nach Paris!« rief der Stationschef, während die Dampfpfeife ertönte.

»Steigen Sie ein, Herr Sulpice,« ſagte Loiſeau, »ich bin beinahe fertig.«

»Was hat denn alles dies mit meiner Frau zu thun?« fragte der Doctor, auf den Wagenzug zugehend.

»Unter uns geſagt,« erwiederte Loiſeau; »Madame

Digitized by Google

war mit dem ſchnurbärtigen Herrn auf der Treppe und flüſterte ihm ſo zu ſagen etwas ins Ohr.«

»Iſt das Alles?« fragte der Doctor.

»Ja, ſo zu ſagen Alles; viel mehr habe ich nicht geſehen.«

Die Maſchine begann zu ſchnauben und der Wagenzug ſetzte ſich langſam in Bewegung.

»Ich danke, Freund,« ſagte Sulpice lächelnd; »ich habe es ſchon gewußt . . . Auf Wiederſehen!«

»Glückliche Reiſe, Herr Sulpice . . . Es freut mich, daß Sie ſich das nicht mehr zu Herzen nehmen.«

Als der Zug die Station verlaſſen hatte, ſtützte der Doctor Sulpice den Kopf in die Hand und überließ ſich ſeinen Gedanken.

IX.

Wie man ſich ohne Wirthshaus behilft.

Nach ſtarken Regengüſſen pflegt der Himmel ſehr rein und ſternenhell zu ſeyn. Die Luft iſt dann durchſichtiger, als nach langer Dürre; alle Schleier ſind vom Firmament hinweggezogen und es zeigt ſtolz den herrlichen Schmuck ſeiner zahlloſen Brillanten. In ſolchen Nächten ſcheinen uns die funkelnden Sternbilder näher zu ſeyn, als ſonſt; die Milchſtraße breitet ſich ſilberhell über uns aus, und wenn der Mond mit ſeinem blaſſen, matten Schimmer dieſes wundervolle Schauſpiel nicht verdirbt, gibt man ſich mit Entzücken dem feenhaften Anblick des Sternenhimmels hin.

Wir Städter haben keine Ahnung von dieſen tiefen, gewaltigen Eindrücken großartiger Naturſcenen, die das Ge-

Digitized by Google

müth erheben und zugleich das Herz mit einer gewiſſen ahnungsvollen Bangigkeit erfüllen, denn im Angeſichte der unendlichen Größe Gottes fühlt der Menſch ſeine Schwäche. In den Städten ſieht man den Himmel nicht vor häßlichen Dächern, die durch Schornſteine und eiſenblecherne Röhren noch mehr verunſtaltet werden; in der freien Natur hingegen, wenn Alles ſtill und nur das Rauſchen des Laubes, das Plätſchern des Baches zu hören iſt, beherrſcht der entfeſſelte Blick den weiten Horizont, und Jedermann fühlt ſich durch dieſes wundervolle Schauſpiel ergriffen, der Eine mehr, der Andere weniger. — Wer ein Dichter iſt und wer geliebt hat, denkt mit inniger Rührung an ſolche herrliche Nächte zurück.

Chiffon und ihr Freund Loriot waren vielleicht poetiſche Naturen, aber ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn; ſie liebten einander, aber noch nicht ſo wie wir es verſtehen. Sie fühlten ſich indeß von dem Zauber der herrlichen Nacht tief ergriffen, und gingen ſinnend und ſchauend neben einander hin, als ob ſie noch nie den Himmel geſehen hätten.

»Wenn die Sterne ſo funkeln,« ſagte Loriot, »ſo iſt es ein Zeichen, daß es wieder regnen wird.«

»Nun, was thut's?« erwiederte Chiffon; »wir haben dann keinen Staub.«

Sie ſeufzte ganz leiſe und begann langſamer zu gehen. Loriot trug die zwei Pfund Brot, die er als Erſatz für das leckere Abendeſſen gekauft hatte; Chiffon hatte den Käſe zu ſich genommen. Sie ſuchten einen paſſenden Ort, um ihr frugales Mahl zu verzehren.

Sie hatten das Städtchen Maintenon links gelaſſen und gingen durch eine breite dreifache Buchenallee, die durch einen Schlagbaum geſperrt war. Ein Schlagbaum war nie ein Hinderniß für die beiden kleinen Wanderer. Der Boden der

Digitized by Google

Allee war mit feinem, kurzem Raſen bedeckt; am Ende derſelben mußte ein großes prächtiges Herrnhaus ſeyn. Die beiden Kleinen ſahen noch nichts.

»Sieh' links in das Feld,« ſagte Chiffon, »ob keine Schober da ſind; ich will rechts ſchauen.«

Die Stroh- oder Heuſchober ſind ein gutes Obdach für Leute, die kein anderes Obdach haben.

Loriot ſchaute links ins Feld; aber Chiffon ſchaute nicht rechts, ſondern ſah ihren Loriot an. Die ſchönen, ſternenhellen Nächte verſetzen ſelbſt Kinder in eine träumeriſche Stimmung.

Rechts und links waren prächtige Brachfelder, hie und da mit Obſtbäumen bepflanzt, und üppige Wieſen, von der ſich ſchlängelnden Vaiſe durchſtrömt. Aber es waren weder Stroh- noch Heuſchober zu ſehen.

»Mein Loriot,« ſagte Chiffon leiſe, »warum haſt Du mir nie geſagt, daß ich hübſch bin?«

Loriot ſtand ſtill und ſann eine Weile nach und erwiederte: »Du weißt es ja ohnedies, Chiffonnette.«

»Thut nichts,« entgegnete die Kleine, deren Erröthen in der Dunkelheit nicht zu bemerken war; »man ſagt's . . . um etwas zu ſagen.«

Loriot lachte. »Du haſt mir ja auch nie geſagt, daß ich hübſch bin.«

»O, das iſt auch ganz etwas Anderes!« ſagte die kleine Cokette.

»Warum denn?«

»Weil Du . . . weil Du zu dumm biſt . . . die Männer müſſen die Mädchen anreden.«

»Und die Mädchen?« fragte Loriot.

»Die Mädchen antworten.«

Digitized by Google

Loriot zerbrach sich den Kopf, um diese feine Unterscheidung zu begreifen, aber vergebens.

»Wie dumm sind wir!« sagte er verdrießlich; »ich wette, wir sind an den Schobern vorbeigegangen.«

Beide schauten rechts und links. Am Ende der Allee war ein großer Rasenplatz. Die unsichtbaren Blüthen des Geisblattes, dessen Ranken über die Hecke herabfielen, verbreiteten einen würzigen Duft.

»Du drückst mir auf einmal die Hand so stark,« sagte Loriot, »deine Finger sind ganz kalt . . . Bist Du krank?«

Chiffon ließ seine Hand los und ging schmollend von ihm weg. Loriot bemerkte es nicht.

»Siehe da!« rief er, »ein Schloß!«

Die Allee, durch welche sie gekommen waren, führte nicht gerade auf das Schloß zu; sie konnten erst das Giebeldach und die Nebengebäude sehen. Der Rasenplatz zog sich um die Gebäude bis an eine andere Allee, vor welcher das vergoldete Gitterthor war. Loriot war durch ein Licht, das im ersten Stocke plötzlich zum Vorschein kam, aber bald wieder verschwand, aufmerksam geworden. Der Rasenplatz war sehr groß. Hinter dem Schlosse standen große Gebäude, und etwa fünfzig Schritte vor dem linken Flügel erhob sich ein prächtiger, thurmartiger Heuschober.

Loriot klatschte frohlockend in die Hände und Chiffon vergaß ihr Schmollen. Es war in der That ein herrlicher Fund. Von dem untern Theile des Schobers hatte man schon Heu weggenommen, so daß der obere Theil ein Dach bildete, unter welchem es ganz trocken war. Chiffon und Loriot betrachteten in stummer Freude das prächtige Nachtlager und wunderten sich, wie sie auf den Gedanken gekommen waren, im Gasthofe zu übernachten.

Digitized by Google

Sie warfen ſich behaglich aufs Heu. Chiffon kitzelte Loriot, der ſich todtlachen wollte; er war kitzlich wie alle Faullenzer. Er ließ es lange ruhig geſchehen und lachte und bat um Gnade; aber endlich wurde es ihm zu arg und er griff der kleinen Chiffon unter die Achſeln. Nun war's ein Gelächter, das man weithin hörte.

Von dem Heuſchober konnte man die ganze Façade des Schloſſes überſehen. Es war ein großartiges Gebäude aus den erſten Jahren der Regierung Ludwigs XVI. Die Revolution hatte dem damals noch neuen Schloſſe nicht viel Schaden gethan; man hatte nur die ſpitzen Eiſenſtangen des Gitterthores ausgebrochen, um ſie als Waffen zu gebrauchen. Das Gitterthor war wieder neu gemacht und ſogar vergoldet worden.

Das Schloß war in dem Styl jener Zeit gebaut; es war ein großes Hauptgebäude zwiſchen zwei kleinen Flügeln. Eine Säulenreihe, die vor dem Erdgeſchoß angebracht war, paßte ſchlecht zu den hervorſtehenden Balconen des erſten Stockes. Der Hof war ſchön, die Außentreppe ebenfalls; man konnte dem ſtattlichen Gebäude nur den Vorwurf machen, daß es Zug für Zug einem Pariſer Hôtel aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts glich.

Die Familie de Morges war einſt ſehr reich und angeſehen geweſen; in dem großen Salon des Schloſſes hatten die Prinzeſſin von Lamballe und Madame de Lally, der Hof und die Philoſophen getanzt.

»Das iſt noch größer als das Schloß Maurepar!« ſagte Chiffon, als ſie ihren Freund Loriot nicht mehr kitzeln mochte.

»Größer und hübſcher,« ſetzte Loriot hinzu; »das Schloß Maurepar iſt ſchwarz wie die Maulwürfe . . . und man ſah nie ein Fenſter offen.«

Digitized by Google

»Hier ſieht man unten und oben Licht,« erwiederte die Kleine; »das muß viele Kerzen koſten!«

»Es ſind auch reiche Leute . . . Schau! man ſieht ſie von hier.«

»Vornehme Herren und ſchöne Damen!«

Chiffon ſeufzte. Loriot breitete das frugale Abendeſſen auf dem Heu aus.

»Dort am Gitterthor würde man ſie noch beſſer ſehen,« ſagte die Kleine.

»Ja, aber ich habe Hunger,« erwiederte Loriot.

»Ach, mein Gott!« rief Chiffon; »ich habe keinen Hunger mehr! . . . Da iſt eine ganz roſenroth und mit ganz bloßem Halſe . . . das iſt ſchön!«

»Möchteſt Du Dich ſo verſündigen, deinen Hals ganz bloß zu zeigen, Chiffonnette?« fragte Loriot, der die Stirn runzelte.

»Nun ja,« ſagte die kleine Cokette, »wenn ich reich wäre . . .«

»Du biſt unverſchämt!«

»Was weißt Du denn davon?« erwiederte Chiffon achſelzuckend, und ſeufzte wieder.

»Die Damen müſſen gar nicht froſtig ſeyn,« meinte Loriot, der in ſein Stück Brot biß.

Chiffon behielt ihr Stück Brot in der Hand.

»Es wäre vielleicht etwas zu machen,« ſetzte Loriot mit vollem Munde hinzu. »Wenn ich ſo dreiſt wäre, wie Du, Chiffonnette, ſo ginge ich unter die Fenſter und ſänge ihnen das Lied von den luſtigen Burſchen von Locminé.«

»Aber das Gitterthor iſt geſchloſſen . . .«

»O, Du würdeſt bald hinüber kommen . . . Du biſt flink, Chiffonnette! . . . Und wenn Du geſungen hätteſt,

Digitized by Google

würde man aus dem Fenſter rufen: Komm herauf, mein ſchönes Kind!«

»Und ich ſollte hinaufgehen . . . zu den vornehmen Herren und Damen?« wiederholte Chiffon, die wirklich große Luſt hatte. »Würdeſt Du mit mir kommen?«

»Wenn Du oben biſt,« ſagte Loriot, ſtatt zu antworten, »werden ſie Dich gewiß fragen: Kannſt Du tanzen?«

»Und ich mache einen Knix und antworte: Ja, meine Herren und Damen, ich tanze wie's bei uns zu Lande der Brauch iſt.«

»Und Du tanzeſt die Saboteuſe von Lamballe.«

»Oder die Litra von Ploërmal . . .«

»Oder den Dreſchertanz.«

»Oder die Chevrette . . . Ach ja, die Chevrette! . . . Gib mir die Hand, mein Loriot.«

Chiffon, durch die heimatlichen Erinnerungen begeiſtert, trällerte die Melodie des Tanzes und riß ihren Begleiter mit ſich im Kreiſe umher.

Hinter dem Gitterthor entſtand lautes Hundegebell. Der kleine Loriot hatte die Hunde längſt gewittert, und deshalb hatte er nicht geantwortet, als ihn Chiffonnette fragte: Würdeſt Du mit mir kommen?

Die grollende Stimme des Hofhundes machte der »Chevrette« ſchnell ein Ende. Chiffonnette fürchtete ſich und verbarg ſich unter dem Heuſchober. Loriot war ihr ſchon voran geeilt. Der Hofhund ſchüttelte ſeine ſchwere Kette und knurrte. — An den hell erleuchteten Fenſtern des Salons zeigten ſich einige Köpfe.

»Bah!« ſagte Chiffon, »der Hund kommt nicht durch das Gitter . . . für zwei Sous mag ich nicht mehr tanzen

Digitized by Google

und ſingen! Das ging wohl an, als wir noch kleine Vagabunden waren, aber jetzt! . . .«

Der Hund bellte noch ein paar Minuten und zog ſich dann knurrend in ſeine Hütte zurück. Loriot ſteckte furchtſam ſeinen blonden Kopf unter dem Heuſchober hervor.

»Er iſt ſo groß wie ein Kalb,« ſagte er. »Was ſind denn Vagabunden, Chiffonnette?«

»Es ſind Leute, die nichts zu beißen und zu brechen haben, und ſich bald hier bald da herumtreiben . . .«

»Wir ſind alſo keine Vagabunden mehr?« fragte Loriot.

»Wie dumm biſt Du! Wir haben ja Geld . . .«

»Aber wir ſchlafen doch unter einem Heuſchober?«

»Ja wohl, weil es uns Vergnügen macht und um zu ſparen.«

»Wenn das iſt,« ſagte Loriot, »kann man's machen wie die Vagabunden, und iſt doch kein Vagabund, wenn man nur Geld in der Taſche hat.«

Chiffon war in einiger Verlegenheit. »Allerdings,« ſagte ſie nach einer Weile; »wer Geld hat, kann thun was er will.«

»Ich will Dir ſagen, Chiffonnette, warum ich das wiſſen wollte,« fuhr Loriot fort; »die Vagabunden dürfen nicht nach Paris.«

»Was liegt uns daran?«

»Jetzt liegt uns freilich nichts daran . . . Aber es ſind um Paris herum Gensdarmen und Douaniers, wie auf dem Cap Frehél . . . und ich möchte wiſſen, wie man's anfängt, daß man von den Gensdarmen nicht für Vagabunden angeſehen wird.«

Die kleine Chiffon wußte für alles Rath; ſie erwiederte mit dem Lächeln eines Altmeiſters der Wiſſenſchaft, der einem

Digitized by Google

Neulinge Weisheit predigt: »das will ich Dir sagen: man greift in die Tasche und zeigt sein Geld.«

»Ja wahrhaftig, Du hast Recht, Chiffonnette!« sagte Loriot beschämt. »Das war mir gar nicht eingefallen!«

Brot und Käse wurden brüderlich getheilt, und das Gespräch stockte eine kleine Weile, weil die Kinnladen emsig arbeiteten.

»Man müßte einen Krug Cider dazu haben,« sagte Loriot endlich.

»Wenn nur frisches Wasser zu haben wäre,« erwiederte Chiffon, »ich habe großen Durst.«

»Ich auch . . . dort wo die Weiden stehen, ist der Bach . . . Komm, Chiffonnette; aber leise, damit der Hund nicht wieder belle.«

Der Bach war nicht weit, er begrenzte die eine Seite des Rasenplatzes. Chiffon und Loriot gingen leise und vorsichtig zur Quelle. Während sie platt auf der Erde lagen und tranken, hörten sie Fußtritte auf dem Grase. Sie waren hinter den Zweigen der Weidenbäume verborgen und konnten, ohne bemerkt zu werden, zwei über den Rasenplatz kommende Männer sehen und ihr Gespräch belauschen.

»Es bleibt also dabei,« sagte der Eine, »jeder von uns geht seinen eigenen Weg.«

»Ja, es bleibt bei der Abrede,« erwiederte der Andere.

»Gute Reise und viel Glück!«

Chiffon und Loriot glaubten, die beiden Männer würden sich trennen; aber sie gingen Arm in Arm auf das Gitterthor zu.

»Es sind die beiden jungen Herren, die im Gasthause waren,« sagte Chiffon.

Digitized by Google

»Ja, richtig . . . die Beiden die am Fenſter ſtanden, als Du Dich am Waſſertroge nicht waſchen wollteſt!«

Die Glocke ertönte und der Hofhund fing wieder an zu bellen. Ein Diener in Livrée kam über den Hof.

»Es würde Dir ſehr gut ſtehen, mein Loriot,« ſagte Chiffon, »wenn Du ſo ſchöne Kleider hätteſt wie die Beiden.«

»Der Andere, der das Thor aufmacht, hat noch ſchönere Kleider,« erwiederte der Kleine. »Komm, wir wollen unſer Abendbrot verzehren und dann ſchlafen gehen.«

Sie warteten, bis Fernand und Galleran eingelaſſen waren. Die Hälfte des frugalen Mahles war noch übrig. Es war die zweite Speiſe. An dieſem Punkte der Mahlzeit iſt der Appetit nicht mehr ſo groß wie im Anfange und muß durch pikante Speiſen gereizt werden. Dagegen ruft der Wein ſchon eine heitere Stimmung hervor. Die beiden Kleinen, die nur Waſſer getrunken hatten, verloren den Appetit, ohne viel an Heiterkeit zu gewinnen. Plötzlich tauchten alle im Gaſthofe »zum goldenen Löwen« beſtellten leckeren Gerichte in ihrer Phantaſie auf.

»Wenn Du willſt,« ſagte Chiffon, »wollen wir »Augen zu und Mund auf« ſpielen.«

»Ja,« antwortete Loriot; »und wir wollen Alles eſſen, was die dicke Wirthin für uns gemacht hat.«

»Mach alſo den Anfang . . . Augen zu, Mund auf!«

Loriot gehorchte. Chiffon legte ein Stückchen Käſe auf einen Biſſen Brot. »Das iſt famöſer Braten,« ſetzte ſie hinzu. Aber zuerſt küßte ſie den Mund, bevor ſie den Leckerbiſſen hineinſteckte.

»Das gehört nicht zum Spiel,« ſagte der Kleine, der den Biſſen gewiſſenſchaft verzehrte.

Digitized by Google

»Ich erlaube Dir, mich auch zu küſſen, wenn die Reihe an Dich kommt,« erwiederte Chiffon.

»Augen zu, Mund auf!« gebot Loriot; »Du bekommſt Rindfleiſch mit Senf.«

»Ach! das ſchmeckt!« rief die kleine Chiffon, als ihr Loriot einen derben Kuß auf die Wage gab. — »Augen zu! jetzt kommt das Ragout!«

Das Ragout war wieder ein Biſſen Brot, ein Stückchen Käſe und ein Kuß. Loriot fand das Ragout ſehr gut zubereitet. Der kleine Cherub kam in Geſchmack; er ſervirte die Kartoffeln und würzte ſie mit zwei Küſſen. Chiffonnette beklagte ſich nicht, ſondern begleitete das Deſſert ſogar mit drei Küſſen. Alle Leckereien, die einen jungen Gaumen kitzeln können, wurden aufgetiſcht: Kuchen, Confect, Pflaumen, Gerſtenzucker u. ſ. w. Der letzte Biſſen Brot wurde in ein halbes Dutzend Küſſe getunkt.

»Es iſt doch ein hübſches Spiel!« ſagte Chiffonnette, und ſie ſetzte in Gedanken hinzu: »Schade, daß das Brot verzehrt iſt! . . . Jetzt dodo,« *) ſagte ſie laut; »und ich ſage, daß wir beſſer geſpeiſt haben, als im Gaſthofe.«

Loriot war nicht ganz dieſer Meinung, aber er legte ſogleich Hand ans Werk, um zwei Lager in dem Heuſchober zu bereiten.

Wir Pariſer wiſſen nicht wie man ſich im Heu ein Lager bereitet; wir können's von den beiden kleinen Bretagnern lernen. Man reißt das Heu mit der Hand heraus, ſo daß eine abwärts gehende Oeffnung in dem Schober gebildet wird. Man beginnt einen Fuß hoch über dem Boden, ſo daß man einige Zoll Heu unter den Ferſen behält. Wenn die

*) Schlafen.

Digitized by Google

Oeffnung tief genug iſt, legt man ſich, die Füße voran, hinein, und der Kopf bleibt in der freien Luft, während die Beine ſo warm ſind wie unter einer Flaumdecke. — Aufrichtig geſagt, ein ſolches Lager iſt beſſer als manches Gaſthofbett.

In dieſer Weiſe bereiteten ſich die beiden Kleinen ihr Lager dicht neben einander und ſchlüpften zugleich in das weiche duftige Heu. Bei ihrer Nachttoilette hielten ſie ſich nicht lange auf. Ihre lachenden Geſichtchen berührten ſich faſt; ſie waren einander ſo nahe, daß ſie noch ein Weilchen leiſe plaudern konnten.

»Mit vierzig Francs,« meinte Chiffon, »können wir nach Paris fahren . . . wir brauchen nicht mehr zu Fuß zu gehen.«

»Ja, wir fahren!« jubelte Loriot, der große Luſt hatte, aus ſeinem Loch hervorzukommen, um ſeine Freude durch einige Luftſprünge an den Tag zu legen.

»Höre doch!« ſagte Chiffon, »es wäre eine Manier, mit Anſtand in die große Stadt zu kommen. Alle Leute würden uns anſchauen und viele würden ſagen: denen ſieht man's an, daß ſie nicht zum erſten Male im Wagen ſitzen . . . denn man muß nicht merken laſſen, daß man ſich freut.«

»Warum nicht?« fragte Loriot erſtaunt.

»Um ſich das Anſehen zu geben, daß man daran gewöhnt ſey,« erwiederte die kleine Cokette.

Loriot konnte nichts dagegen einwenden. Chiffonnette war ihm ſchon längſt zu klug geworden.

»Es iſt wahr,« antwortete er, »wir behalten von unſern vierzig Francs noch viel übrig.«

»Wir haben freilich in Paris noch gar Vielerlei

Digitized by Google

zu kaufen: eine Kappe für Dich, ein Häubchen für mich . . .«

»Und kleine blaue Ohrgehänge für Dich, meine Chiffonnette! das koſtet keine vierzig Francs!«

»Aber man muß an Alles denken,« entgegnete die Kleine, deren Geſichtchen auf einmal ganz ernſt wurde; »in Paris kann man nicht draußen übernachten . . . Es gibt dort keine Heuſchober, nur Häuſer, nichts als Häuſer. Wir müſſen eine Schlafſtelle haben . . .«

»Nun ja,« ſagte Loriot; »das wird doch keine vierzig Francs koſten!«

»Zwei kleine Betten . . . etwas um darauf zu ſitzen, einen Koffer und einen kleinen Spiegel . . . .«

»Ja, damit Du Dich den ganzen Tag anſchauen kannſt, nicht wahr? . . .«

Während die beiden Kleinen mit einander plauderten, drangen die weichen, ſchwellenden Töne eines Piano aus den offenen Fenſtern des Schloſſes. Chiffon und Loriot ſchwiegen und lauſchten. Bald miſchte ſich eine ſchöne, volle Baßſtimme unter die Klänge des Inſtrumentes.

Als die Muſik ſchwieg, wurde im Salon applaudirt. Die beiden Kleinen ſahen einander an.

»O, wie ſchön!« ſagte Chiffon.

»Erinnerſt Du Dich noch,« fragte Loriot, »an die arme Frau Miſère, die auf der Straße in Dinan Guitarre ſpielte?«

»O! das klingt ganz anders als die Guitarre der armen Frau Miſère,« erwiederte Chiffon, »und der Herr ſingt auch beſſer.«

»Du denkſt immer nur an die Herren, Chiffonnette!« zürnte Loriot.

Digitized by Google

»Wenn wir in Paris Gold gemacht haben,« ſagte die Kleine, »will ich das auch ſpielen lernen.«

»Und ich ſinge dazu.«

»Unſer Glück werden wir gewiß machen.«

»Du biſt ja ein Mädchen von der großen Eiche zu Saint-Caſt!«

»Und Du ein Schäfer von Tréguz! . . .«

Die Augen der beiden Kleinen begannen ſich zu ſchließen und ſahen die Sterne zittern. Die Töne, welche der leichte Abendwind vom Schloſſe herübertrug, klangen in ihren Ohren wie dumpfer, verworrener Lärm.

»Willſt Du unſer Abendgebet herſagen?« fragte Chiffon.

»Ja,« erwiederte Loriot.

»Aber vorher gute Nacht,« meinte Loriot; »denn ich weiß im voraus, daß Du einſchlafen wirſt.«

Chiffon hatte recht gerathen. Das Abendgebet war nicht ſehr lang, aber Chiffon ſagte den Schluß ganz allein her, denn Loriot ſchnarchte bereits wie ein Seliger.

O wie ſchön träumten ſie! Paris! Paris! . . . Wir könnten ein hübſches Buch ſchreiben, um das Paradies zu ſchildern, das ihnen mit wundervollen Farben im Traume erſchien. Doch wir wollen ihnen das Geheimniß laſſen.

Digitized by Google

X.

Der Trüffelkönig.

Wer längere Zeit in Paris gelebt hat, kennt gewiß dem Namen nach den famösen Beherrscher des »drinking,« Drinker I., Souverän aller Zechgesellschaften, Autokraten von Enghien, Saint-Germain, Asnières und Ville-d'Avray, Schutzherrn der Boulevardtheater, Dogen aller Venetianerinnen auf dem Maskenball im Opernhause, Pascha von Bachette, Großmogul des Goldenen Hauses, — kurz, den Trüffelkönig, den Riesen der Pariser Bacchanalien. Drei Viertheile der Bewohner von Paris haben ihn in seinem eleganten Schwimmer, wenn er allein ausfährt, oder in seiner vierspännigen Equipage, wenn er eine Dame bei sich hat, über die Boulevards fahren sehen. Zuweilen reitet er, selten geht er zu Fuß. Er ist eben so berühmt wie Lord S . . . ., der vollkommene Gentleman. Man spricht überall von ihm, Jedermann kennt ihn. Jede einigermaßen präsentable Venus kann sich rühmen, ihn wenigstens einmal, wenn auch nur eine halbe Stunde, zum Gott Mars gehabt zu haben; alle »Löwen,« so wohl die mit Mähnen als die geschorenen, haben mit ihm soupirt. Man rühmt sich eines Händedrucks von ihm, wie einer auf dem »Felde der Ehre« erhaltenen Wunde.

Die Schöne, der es gelingt, für die Geliebte des Trüffelkönigs zu gelten, gewinnt das große Los der Be-

Digitized by Google

rühmtheit; wer ſich für einen Freund Drinker's I. ausgeben kann, wird von dem Strahlenglanz dieſes Geſtirns beſchienen, das ſich nur zu zeigen braucht, um die müßige, geſchwätzige Welt zu blenden. In London hat man vor kurzem für ein Autograph des Papſtes der »Drinkers« fünfundzwanzig Guineen bezahlt.

Man frage wie er ausſieht, und man wird die widerſprechendſten Antworten bekommen; man erkundige ſich bei Allen, die ihn kennen, nach ſeinem Namen, nach ſeinem Alter, nach ſeiner Herkunft. Man frage ſeine Maitreſſen, ſeine Freunde. Bald iſt er ein großer Mann mit kurzgeſchornen braunen Haaren und lockigem Bart; er hat viele Goldſucher in Californien umgebracht und ſeinen unermeßlichen Reichthum mit der Spitze ſeines Dolches zuſammengeſcharrt. Dies iſt das gewöhnliche Geſchwätz; die beleſenern Schwätzer verſetzen den Schauplatz ſeiner Heldenthaten nach S o n o r a und geben ihm ſtatt des Dolches einen »revolver« *) in die Hand. — Bald iſt er ein Tuchhändler aus Louviers, klein, breitſchulterig, rothköpfig, mit Namen Doucet, neun Kindern und einer Frau, die ihm bald zum zehnten Male die Vaterfreuden bereiten wird. Beiläufig geſagt, iſt es nicht abſcheulich, ein ſolches Leben zu führen, wenn man eine ſo zahlreiche Familie hat? — Bald iſt er ein kleiner Blondin, der unter einem weibiſchen Aeußern eine herkuliſche Kraft verbirgt. Bald ein vormaliger Pair von Frankreich, oder ein neugebackener Senator. — Bald ein Engländer, und manche vorwitzige Schwätzer wollen ſogar behaupten, er ſey Lord S . . . . in eigener Perſon. — Bald iſt er ein Prinz, — bald ein Droguiſt aus der Rue-des-Lombards, — bald ein

*) Piſtole mit mehren Läufen.

Digitized by Google

alter, abgelebter Mann, ein Invalide Cytherens, — bald ein Athlet mit ſtarr emporgerichtetem Haar u. ſ. w.

Jedermann iſt ſeiner Sache gewiß, Jedermann iſt bereit, ſeine Behauptung zu beſchwören; Jedermann hat ihn geſehen. Jene, die ihn für Monſieur Doucet aus Louviers halten, ſind eben ſo bereit, für ihre Meinung das Leben einzuſetzen, wie die Partei des Droguiſten. Ein etwas geheimnißvollerer Nimbus umgibt den Californier, den Prinzen und die Andern. Der Prinz wird indeß faſt allgemein für einen walachiſchen Prinzen gehalten.

Es verſteht ſich, daß der Herzog von Roſtan auch ſeine Nebenbuhler hat, die ihm ſeinen Ruhm ſtreitig machen wollen. So intriguirt der Baron Potel, Chef des Hauſes Potel und Gambard, ſeit langer Zeit, um für den Trüffelkönig gehalten zu werden; er verliert ſeine Zeit und ſein Geld. Der Baron Potel iſt der einzige Narr, dem der große Hauſe den Titel Drinker I. nicht geben will.

Woher kommt der glänzende Ruf des Trüffelkönigs? Die »Drinkers« ſind tüchtige Zecher; aber ſind ſie fröhlich und guter Dinge, wie die luſtigen Stammgäſte in unterirdiſchen Trinkſtuben? Machen ſie geniale Witze, wie ſo manche längſt verblichene Kupfergeſichter, die noch jetzt im Munde des Volkes leben? Singen Sie beim Deſſert das neueſte ungedruckte Lied von Béranger? Gott bewahre! Sie trinken nach engliſcher Art, um zu trinken. Wenn der Geiſt eines alten fröhlichen Zechers unter ihnen erſchiene, ſo würden Sie von Pferden oder von dem Curſe der »Stocks« ſprechen. Ihre Huldinnen ſind mit den Gypsfiguren zu vergleichen, die für Marmor verkauft werden. Man weiß nicht genau was ſie machen, nur Lärm machen ſie und Aufſehen. Vormals gab es lächerliche Financiers und impertinente Junker; jetzt ſind

Digitized by Google

beide Classen mit einander verschmolzen, um die edle Sippschaft der »Gentleman-Drinkers« zu bilden.

In den erotischen Corridors, wo sich die Cabinete des »Goldenen Hauses« befinden, soll der wankende »Drinker« zuweilen umhertappen und sich an den Wänden halten. Er hat allein soupirt; er will eins plaudern. In der öden Gallerie erhebt er die Stimme und ruft: Drinker! Es ist das Gebrüll des Löwen, der die Löwinnen um sich in der Wüste versammelt. Wenn ein armer Teufel aus der Provinz mit einer Nymphe soupirt, hebt diese plötzlich den Kopf, steht auf, öffnet die Thür, geht fort, ohne sich zu entschuldigen, und eilt auf den »Drinker« zu, wie Eisenfeilspäne auf den Magnet zu fliegen. — So kann der »Drinker« — und dies ist gewiß ein schmeichelhaftes Vorrecht — die Cabinete aller »goldenen« und nicht goldenen Spelunken wie mit einem Zauberschlage öffnen.

Wie viele Sorgen und Mühen und Champagnerströme muß es gekostet haben, um diesem noch jungen Verein eine so beneidenswerthe Macht zu geben! Man staunt bei dem Gedanken, was der gehörig geleitete menschliche Wille vermag.

Das Verborgene, Geheimnißvolle nimmt in der Einbildung der Menschen gemeiniglich eine riesige Größe an. Die Phantasie beginnt sich zu regen und die tollsten Sprünge zu machen; wenn man ihr den Zügel schießen läßt, spukt es in den Köpfen, und die reinsten, schüchternsten Gemüther ersinnen die abenteuerlichsten, abgeschmacktesten Dinge. Die »Drinkers« machten allerdings die Völlerei zu ihrem Gewerbe, die Trinkgelage waren in der noblen Sippschaft an der Tagesordnung, das ist nicht in Abrede zu stellen; aber alle Schwätzer, die von diesen Gelagen erzählten, schmückten

Digitized by Google

ſie mit ſelbſterfundenen Raffinements aus und berichteten ſo abenteuerliche Dinge, daß die ganz gemeine, geiſtloſe Völlerei, von Mund zu Mund gehend, endlich zu einem Titanengelage wurde.

Alles dies vermehrte die Berühmtheit des Trüffelkönigs, der in der Phantaſie der müßigen Pariſer immer größer und dicker wurde.

Der »Roi Truffe,« hieß es, treibe mit ſeinen Kumpanen ganze Nächte hindurch einen wahren Höllenlärm; man bore ſich wie engliſche Matroſen; man kämpfe mit wahrer Todesverachtung um den Beſitz der reizendſten unter den Loretten; man mache die tollſten, abenteuerlichſten Streiche, die eine roaſtbeefgemäſtete Phantaſie erſinnen könne; man mache fabelhafte Wetten und werfe das Geld zum Fenſter hinaus. Kurz, der Trüffelkönig war Robert der Teufel des neunzehnten Jahrhunderts, der nicht mehr in der Normandie, ſondern in Paris ſein Weſen trieb.

Ach! fliehet, fliehet, ihr holden Schäferinnen . . .

Wenn die Fenſterſcheiben eines eleganten Gaſthauſes von dem wüſten Lärm eines Trinkgelages zitterten, ſo ſagten die Vorübergehenden: das iſt der Trüffelkönig und ſein Hof.

Der »Roi Truffe« hatte einen Thiergarten, wie einſt der König Ludwig XV. Man wußte nicht genau wo, aber irgendwo war der Thiergarten und das prächtige Jagdſchloß. Man erzählte ſich haarſträubende Geſchichten von Entführungen, bei denen der Trüffelkönig eine Hauptrolle ſpielte und die ihn über kurz oder lang in nahe Berührung mit den Aſſiſen bringen mußte.

Aber wer nichts wagt, bekommt nichts. Der Baron Potel, Chef des Hauſes Potel und Gambard, würde einen Einbruchdiebſtahl begehen, wenn er dadurch einige Berühmt-

Digitized by Google

heit erlangen könnte; aber es würde ihm nichts nützen, die Sache würde auf die Rechnung des Trüffelkönigs gesetzt werden.

An allen diesen abenteuerlichen Gerüchten ist jedoch etwas Wahres. Der Trüffelkönig liebt wie Herkules, ißt wie Gargantua und trinkt wie Silen. Er ist ein riesiger, gewaltiger, unermüdlicher Prasser. Sein ungeheuer großes Herz ist nur mit seinem monströsen Magen zu vergleichen. Er glaubt an nichts; er ist über alle gemeinen Vorurtheile und kleinlichen Rücksichten erhaben, nichts ist im Stande ihn abzuschrecken. Der Trüffelkönig würde alle socialen Verhältnisse über den Haufen werfen, um eine Laune zu befriedigen; er bietet dem Himmel Trotz wie Ajax, und wenn der rächende Engel so kühn wäre, ihm mit dem Schwert zu drohen, so würde er ihm sein Glas ins Gesicht werfen. Er ist Balthasar, der bei Don Juan in die Schule gegangen ist, Nebukadnezar mit Heliogabal verschmolzen und um so größer, da er keine Krone auf dem Kopfe trägt, die ihm Muth und Zuversicht geben könnte. — Man suche unter den Gemälden des Engländers Martins einen jener phantastischen, aber prächtigen, stolzen Könige, die ein Diadem auf der Stirn, einen Becher in der Hand tragen, und deren blasses Gesicht vom Blitz beleuchtet wird; — man bringe an dem Costüm der Königinnen, die diesen König umgeben, einige Veränderungen an, setze Stearinkerzen an die Stelle der asiatischen Lampen, bunte Tapetenwände an die Stelle der unabsehbaren Säulenreihen, verwandle die langen weiten Gewänder in knappe geschniegelte Fracks, die duftenden Räucherpfannen in Cigarren, die ehernen Betten in kleine zierliche Stühle, die Triumphwagen in Tilburys, die Henkelkrüge in Flaschen, man setze endlich Paris, das noch nicht vom Blitz vernichtet

Digitized by Google

iſt, an die Stelle des in Trümmern liegenden Ninive, und man wird ſich von dieſen myſteriöſen Wundern unſerer Nächte einen Begriff machen.

Im Salon des Schloſſes Morges befand ſich in dem Augenblicke, wo wir ihn betreten, ein dicker Mann, der nichts Orientaliſches und Babyloniſches an ſich hatte, als ſeinen prächtigen Schlafrock. Er ſaß in einem Fauteuil à la Voltaire, und war von drei ſehr ſchönen jungen Damen umgeben. — Der dicke Mann hatte ein aufgedunſenes, ſehr blaſſes, ausdrucksloſes, ſchläfriges Geſicht. Auf den chineſiſchen Ofenſchirmen ſieht man ſolche breite, ſchlaffe Geſichter, die man nicht anſehen kann, ohne zu fürchten, ſie müßten in der Ofenwärme ſchmelzen. Die Wangen des dicken Mannes hingen auf den Caſchmirſchlafrock herab. Einige ſemmelfarbene Haare ſchmiegten ſich dicht an ſeine Schläfe, und die mit Gold geſtickte Sammtkappe, die er trug, ſchien einen knochenloſen Schädel zu bedecken. Der ganze Kopf ſah aus wie ein großes Windei, das ſtatt der Schale nur eine dünne Haut hat und am obern Ende mit einer Kappe bedeckt iſt.

Sein Geſicht war ziemlich regelmäßig, aber ohne Ausdruck und Leben. Wenn er lächelte, ſah er aus wie ein altes Kind, das ungemein ſanft und gutmüthig iſt, aber doch zuweilen ſeine Launen hat.

Wir haben vergleichungsweiſe von Sardanapal und Don Juan, von Nebukadnezar und Herkules geſprochen; wir haben von Balthaſar bis Heliogabal, von Silen bis Gargantua alle Daten verwechſelt, alle Mythologien durcheinander geworfen, um Anhaltspunkte zu einem Vergleich zu finden und dem Leſer von dem koloſſalen Praſſer, der unter

Digitized by Google

dem Namen »Trüffelkönig« bekannt ist, einen Begriff zu geben.

Der dicke, aufgedunsene, blasse Mann war der Trüffelkönig.

Er war's, der Herzog von Rostan, der bei diesen wundervollen Trinkgelagen den Ton angab, er war's, der all den tollen Lärm machte; er war der Vitellius, der Epikur, der Blaubart; er war der Halbgott des »drinking,« der Pascha der Pariser Nächte, der Beherrscher aller bärtigen Faune, die am Boulevard-de-Gand ihr Wesen trieben; er war es, der sich berauschte an dem Weihrauch aller emancipirten, vorurtheilsfreien Vestalinnen.

Er war's, der aufgedunsene, schläfrige Mann, dessen Kopf aus einem halbgeschmolzenen Stück Butter geformt zu seyn schien.

Er besaß Millionen!

Man würde selten schönere, anmuthigere junge Damen finden, als die drei, die ihn umgaben. Es war auf den ersten Blick zu sehen, daß sie keineswegs zu den eben erwähnten »emancipirten Vestalinnen« gehörten. Keines dieser drei reizenden, seelenvollen Gesichter wäre bei einem Trinkgelage am rechten Ort gewesen. Der Trüffelkönig war hier in seinem gemüthlichen häuslichen Kreise, — en famille, wie man zu sagen pflegt.

Die älteste der drei jungen Damen mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt seyn. Sie war blond und von mittler Größe. Es bedurfte der ungemeinen Zartheit ihrer Gesichtszüge, um die Entschlossenheit und Kühnheit ihres Blickes zu mildern. Die Blondinen, sagt man, haben gemeiniglich ein weiches Gemüth, einen schwachen Charakter. Die anmuthige, reizend nachlässige Haltung Irenens schien diese Behauptung

Digitized by Google

zu bestätigen. Ihr ganzes Wesen war Sanftmuth und Hingebung; aber wenn sie ihre dunkelblauen Augen aufschlug, schien sie auf einmal eine ganz Andere zu werden; das Liebliche, Kindliche, das in ihrem Lächeln lag, verschwand: sie war Königin.

Das erste Wiedersehen Irenens hatte auf den großen Rostan einen erschütternden Eindruck gemacht. Sie war ihrer Mutter Magdalena sehr ähnlich.

Zu der Zeit, wo wir den Leser mit ihr bekannt machen, war Irene bereits die Gattin des Doctor Sulpice.

Die zweite der drei jungen Damen, dem Alter nach, war Solange Beauvais. Solange war zwanzig Jahre alt, sie hatte große, seelenvolle, schwarze Augen und ein regelmäßig schönes Gesicht. Trotz ihrer Jugend hatte sie schon traurige Erfahrungen, aber ihr fester Wille beherrschte ihre wehmüthig ernste Stimmung, und Jedermann, der ihr nahe kam, mußte ihre glänzenden Geistesgaben, ihren sprudelnden Witz bewundern.

Lachen Sie nicht gar zu spöttisch, meine verehrten Leserinnen! Der Trüffelkönig hatte die sonderbare Grille gehabt, singen zu lernen, und Solange war seine Lehrerin.

Antoinette de Morges, Tochter des vormaligen Gutsherrn, war die dritte. Sie hatte kaum ihr siebzehntes Jahr erreicht und sah noch fast aus wie ein Kind. Ihr Vater, der Graf von Morges (im Drinking der Vitzdom von Pomard genannt), jagte sein Vermögen mit großer Gewissenhaftigkeit durch die Kehle. Der Trüffelkönig hatte vor Kurzem das Schloß gekauft und ein Drittel mehr bezahlt, als es werth war. Er war der kleinen Antoinette von Herzen gut und nannte sie sein Pathchen, obgleich er sie nicht aus der

Digitized by Google

Taufe gehoben hatte. Man glaubte, er werde ihr einen guten Theil seines Vermögens hinterlassen.

Die Gräfin von Morges war eine Dame von etwas beschränktem Verstande und spießbürgerlichem Wesen; sie ging mit ihrer Tochter um, wie die Mutter der Schauspielerinnen, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf Ehre hielt. Auf ihren Befehl mußte Antoinette den Trüffelkönig lieb haben und ihm schön thun und schmeicheln. Der Zufall wollte, daß Antoinette dem dicken Manne von Herzen gut war, sonst würde sie ihrer Mutter nicht gehorcht haben.

Sie war ein gutes, heiteres, liebes Kind und Jedermann fühlte sich zu ihr hingezogen.

Der Trüffelkönig war auch der schönen Solange, seiner Musiklehrerin, und der liebenswürdigen Irene, die er seine Nichte nannte, sehr gewogen.

Außerdem verehrte er die Marquise Asträa, die er seine »schöne Feindin« nannte. Der Trüffelkönig war allen Menschen gut; er war eine harmlose, ehrliche Haut.

Wir haben es hier keineswegs mit Phantasiegebilden, sondern mit der Wirklichkeit zu thun. Der Fauteuil à la Voltaire, in welchem der Trüffelkönig ruht, ist von Mahagonyholz und in der Vorstadt Saint-Antoine gemacht, die Kerzen sind von reiner Stearinmasse mit etwas Unschlitt vermischt. Blendwerk, Taschenspielerei ist hier nicht möglich. Wir wollen daher mit dem Manne nähere Bekanntschaft machen.

Er hieß Roslan, wie sein seliger Vater, der vormals Krämer in der Straße Saint-Avoye zu Paris gewesen war. Die Memoiren, die wir als Quelle benutzen, geben nicht an, womit sein Vater gehandelt hatte. Er war ein gutmüthiger, harmloser Mensch; die Handelsgeschäfte erheischen einen strengen Charakter, einen thätigen Geist, den er nicht besaß; er

Digitized by Google

machte Bankrott und flüchtete ſich, Gott weiß wohin. Wir finden ihn nach einer ziemlich langen Zwiſchenzeit in England wieder; er war noch jung, hatte aber ſchon einen ganz reſpectablen Schmerbauch. In den Londoner Kaufläden ſucht man wohlbeleibte Leute; das ganze Geſchäft bekommt dadurch ein imponirendes Anſehen.

Roſtan erhielt in einen Federmeſſerladen den Platz eines Ceremonienmeiſters. In dieſer Stellung legte er den Grund zu ſeinem nachmaligen Reichthum. Er heirathete eine Frau von einem gewiſſen Alter, die durch ſeine ſtattliche, ſchwarzbefrackte Figur verführt wurde. Dieſe ſtarke und eben nicht ſehr ſanftmüthige Frau nahm bald die üble Gewohnheit an, ihn zu ihrem Privatvergnügen zu prügeln; aber zum Glück ſtarb ſie bald an einem trüben Herbſtabende in Folge einer Wachholderſchnapsvergiftung. Ein ſolches Ende nimmt die Unmäßigkeit!

Die Gute hinterließ ein vom Notar in aller Form Rechtens ausgefertigtes Teſtament, in welchem ſie ihrem Gatten alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter vermachte. — Es war ein grauſamer Scherz: ſie beſaß weder einen Zollbreit Landes, noch einen Schilling.

Bald jedoch trugen ſich Dinge zu, von denen ſich der glückliche Witwer nichts hatte träumen laſſen. England iſt ein wunderbares Land. Ein Ahnherr der ſeligen Miſtreß Roſtan hatte vor langen Jahren eine Summe von beiläufig hundert Pfund Sterling in der Bank vergeſſen. Eines Morgens, als Roſtan einen Flor an ſeinen Hut ſteckte, kam ein Unbekannter zu ihm und erſuchte ihn höflich, ſich gefälligſt in die Bank zu bemühen und fünfzehnhunderttauſend Francs in Empfang zu nehmen. Da Roſtan zögerte, ſtimmte der Unbekannte einen andern Ton an und erklärte ihm, er werde

Digitized by Google

ihn durch die Polizei in die Bank ſchleppen laſſen, wenn er nicht freiwillig gehen wolle. Die Bank wollte für ihr Leben gern zahlen.

Roſtan machte gute Miene zum böſen Spiel und ſtrich ſeine fünfzehnhunderttauſend Francs ein. Anfangs wußte er nicht, was er mit ſo vielem Gelde anfangen ſollte, bis ihm ein Pfifficus verſicherte, in Merico könne er die Summe leicht verdoppeln. Er ſchiffte ſich alſo in Begleitung des Pfifficus nach Merico ein.

Er bekam unterwegs die Seekrankheit. Dies war ſein einziges Reiſeabenteuer.

In Merico ließ er ſich's wohl ſeyn. Der Pfifficus richtete ihm ein Handelsgeſchäft ein und beſtahl ihn in großartiger Weiſe. Roſtan ließ ihn Millionär werden und vervierfachte ſein Capital. In Cusco lernte er Guitarre klimpern bei einer langverſchleierten Segnorita, die jedesmal, wenn ihr Roſtan hundert Piſtolen ſchenkte, gar holdſelig aus ihren ſchwarzen Spitzen herauslächelte.

Eines Tages kam ein franzöſiſcher Abenteurer zu ihm, ſtellte ſich als ſeinen Vetter vor und erſuchte ihn um zwanzig Louisdor. Dieſer Abenteurer war Graf; er kam aus der Bretagne und hieß Roſtan du Bosq. Dieſe Bekanntſchaft erweckte hohe Gedanken in ihm. Er nahm einen Gelehrten in Rath, um von demſelben zu erfahren, welches die ſchönſten Titel wären und in welchen Ländern man ſie zu angemeſſenen Preiſen kaufen könne. Der Gelehrte gab ihm die gewünſchte Auskunft, und der Abenteurer Roſtan du Bosq zeichnete ihm das Wappen des Bretagnerhauſes: ein grünes Schilfrohr im goldenen Felde, mit der Umſchrift: »Tant chêne, ros tant.«

Digitized by Google

Da wir allen europäischen Staatskanzleien gegenüber die schuldigen Rücksichten zu beobachten wünschen, so wollen wir das Land nicht nennen, wo der dicke Rostan seinen Herzogstitel kaufte. Wir wollen nur beweisen, daß dieser Titel ihm gebührte, denn er hatte ihn baar bezahlt.

Inzwischen »heckten« seine Millionen, wie der Volkswitz sich ausdrückt. Wie unverschämt ihn der Pfifficus auch bestahl, seine Casse wuchs zusehends. Wie kann man auch in Merico bleiben, wenn man Herzog ist und Millionen besitzt? Es gibt in der Welt nur einen Ort, wo ein Mann, der so reich ist wie der dicke Rostan, sein Einkommen an den Mann bringen kann, — Paris. Rostan wäre nicht auf den Gedanken gekommen, nach Paris zu gehen, wenn man ihm die Herrlichkeit des modernen Babylon nicht mit den glänzendsten Farben geschildert hätte.

Er schiffte sich also ein; sein einziges Reiseabenteuer war wieder die Seekrankheit. Er miethete drei Viertheile des Hôtel Maurice, und bewohnte dasselbe bis sein Haus eingerichtet war. Nach acht Tagen meldete man ihm den Besuch des Marquis und der Marquise von Rostan. Es war eine rührende Unterredung. Sie hatten sich in ihrem Leben nicht gesehen, aber es gibt Familiensympathien, die eine schnelle Annäherung der Verwandten zur Folge haben. Franz Rostan und Asträa wußten genau, wie viel Vermögen er besaß; sie erkannten ihn auf den ersten Blick und warfen sich ohne weiters in seine Arme. Der dicke Herzog wußte dieses trauliche Entgegenkommen zu schätzen.

Der Name Rostan hat einen guten Klang und der Titel Marquise steht einer Dame, die sich geltend zu machen weiß, gar nicht übel. Asträa nahm eine sehr glänzende Stellung ein. Sie war schön, wie vormals. Die Reue plagte sie

Digitized by Google

nicht: siebzehn Jahre der Straflosigkeit waren eine Gewähr für die Zukunft. Die famösen siebenhunderttausend Francs hatten sich freilich in Paris nicht so gut aufgeführt wie die fünfzehnhunderttausend in Mexico. Man hatte dem Helfershelfer Jean Touril seiner Zeit auch einen halbabgenagten Knochen hinwerfen müssen. Die Toilette einer so schönen Marquise wie Asträa kostet viel; die Laster eines Wüstlings wie der große Rostan werden nur mit schwerem Gelde aufgewogen. Die gemeinsame Casse war mager geworden.

Wir wollen nicht behaupten, daß Asträa in diesen siebzehn Jahren müßig geblieben sey, der Leser würde es uns nicht glauben; aber es hatte sich nicht immer die gewünschte Gelegenheit dargeboten.

Der zweite wichtige Besuch, den der Herzog von Rostan erhielt, war der Besuch des Doctor Sulpice. Der Herzog hatte diese Bekanntschaft veranlaßt: er war krank und der Doctor Sulpice hatte an einer Freundin der Marquise eben eine glänzende Cur gemacht. Die Marquise schlug ihn vor, sie kannte ihn nur von Ansehen.

Der Doctor Sulpice bekam sogleich eine große Gewalt über den Herzog von Rostan. Eines Abends, als er sich zugleich mit dem Marquis und der Marquise bei seinem fast genesenen Patienten befand, verloren Franz und Asträa beinahe die Fassung, als der Doctor zu ihnen sagte:

»Ich bin aus derselben Gegend wie Sie. Im Jahre 1835 war ich Schäfer in Tréguz.«

Für den Augenblick sagte er weiter nichts. Asträa war zum ersten Male in ihrem Leben um eine Antwort verlegen. Der große Rostan wurde leichenblaß.

Digitized by Google

Der Herzog verſtand die Anſpielung nicht. Sulpice begann von andern Dingen zu ſprechen.

Aſträa bekämpfte ihre Unruhe und ſchien wieder ganz unbefangen. Ehe ſich der Doctor empfahl, trat er auf ſie zu und ſagte leiſe zu ihr:

»Ich ließ auf dem Friedhofe zu Saint-Caſt drei Gräber machen: eins für den Marquis Anton, eins für Victoria und eins für meinen Vater.«

Dann wandte er ſich zu dem großen Roſtan und ſetzte hinzu:

»Ihre Tochter Irene iſt meine Frau.«

Nach dieſen lakoniſchen Worten verneigte er ſich gegen den Herzog und entfernte ſich.

Der große Roſtan wollte ihm folgen, aber Aſträa faßte ihn beim Arm.

»Du bleibſt,« flüſterte ſie ihm zu.

Der große Roſtan blieb.

Als ſie allein waren, ſagte Aſträa:

»Würdeſt Du ihn erkannt haben?«

»Nein,« antwortete Franz.

»Ich auch nicht.«

Sie ſann eine kleine Weile nach.

»Es ſind ſiebzehn Jahre her,« ſagte ſie, wie mit ſich ſelbſt redend, »und wo ſind Beweiſe zu finden? . . . Wenn er etwas gehofft hätte, würde er nicht freiwillig die Maske abgeworfen haben.«

Franz Roſtan ſagte, ohne zu wiſſen, daß er ſprach:

»Meine Tochter Irene iſt ſeine Frau!«

»Ich wette, daß Du an Magdalena denkſt!« ſagte die Marquiſe mit höhniſchem Lächeln.

Digitized by Google

Die Augenlider des Krautjunkers zuckten, weil die Thränen hervorquollen. Aſträa ſetzte hinzu:

»Dieſer Sulpice iſt von Sinnen, daß er ſich zu erkennen gegeben, er müßte ſich denn ſtark genug fühlen, um keines Panzers zu bedürfen.«

XI.

Die Familie des Trüffelkönigs.

Aſträa hatte dieſe herrliche Gelegenheit, die ſich ihr darbot, ſiebzehn Jahre erwartet. Die Goldgrube war gefunden, es handelte ſich nun um deren Ausbeutung. Gerade in dieſem Augenblicke trat ihre Vergangenheit vor ſie hin und verſperrte ihr den Weg. Es war ein ſeltſames Verhängniß, ein Schickſalsſchlag, auf den ſie nicht vorbereitet geweſen war: ſie ſelbſt hatte den Doctor Sulpice rufen laſſen.

Aber wie hätte ſie ahnen können, daß der berühmte Arzt, von welchem ganz Paris ſprach, eben der kleine Schäfer von Tréguz war, der ebenfalls den Namen Sulpice führte?

Aſträa war nichts weniger als zaghaft, aber der Doctor Sulpice machte ihr Angſt.

Das ſonderbare, unerklärliche Benehmen des Doctors war keineswegs geeignet, die Beſorgniſſe der Marquiſe zu vermindern. Nach jener erſten Unterredung, in der er ſich zu erkennen gegeben und Irene für ſeine Frau erklärt hatte, that nemlich Sulpice, als ob Aſträa und der große Noſtan nie exiſtirt hätten. Er machte gewiſſermaßen die Augen zu, um ſie nicht zu ſehen und ſchien ihnen ganz freie Hand zu laſſen.

Digitized by Google

In welcher Absicht hatte er aber jene lakonische, einer Drohung sehr ähnliche Erklärung gegeben?

Asträa nahm sich vor, rasch und entschieden zu handeln. Sie hatte im Grunde keine Wahl; zu welchem andern Mittel hätte sie auch greifen sollen? Wir werden bald sehen, daß sie mit dem großen Rostan nicht mehr das gleiche Interesse hatte. Sie meinte nöthigenfalls den großen Rostan ganz aufgeben zu können. — Vor der Hand benutzte sie ihn noch als Werkzeug.

»Monsieur le duc« — so nannte man den dicken, gutmüthigen Mann, der aus Mexico herübergekommen war — der Herr Herzog wäre in der That eine sehr leichte Beute gewesen, wenn Sulpice nicht dazu gekommen wäre. Der Marquis und die Marquise hätten ihn bald in ihre Gewalt bekommen. Nach der üblichen Weise würde man ihm vor Allem in den Kopf gesetzt haben, daß man das Leben genießen und sich kein Vergnügen versagen müsse. Dies ließ er sich schon gefallen; er hatte weder unabweisliche Bedürfnisse noch Leidenschaften, aber er that gern was man ihm rieth. Ueberdies mochte er, wie alle großen Kinder, gern glänzen und Aufsehen machen.

Er machte einen Versuch, dem Bachus zu dienen und wurde krank; er begann Cigarren zu rauchen, aber der Tabaksrauch machte ihm Uebelkeiten; wenn er die Nacht durchschwärmte, bekam er heftige Kopfschmerzen und für die Liebe war er gar nicht geschaffen. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb ernannte man ihn zum Präsidenten der Republik der Trinker, Raucher, Nachtschwärmer und Venuspriester. Man nannte ihn den »Trüffelkönig« — ihn, den armen, schwachen Tropf, der kein Stückchen Gänseleberpastete essen konnte,

Digitized by Google

ohne den Geiſt aufzugeben. So treibt's die Welt im Allgemeinen und insbeſondere die edle Sippſchaft des drinking.

Der dicke Roſtan lachte ins Fäuſtchen, wenn er von ſeinen angeblichen tollen Streichen hörte. Andere hatten die Sorge übernommen, einen berühmten Mann aus ihm zu machen, und das ſchmeichelte ihm. Er ließ es ruhig geſchehen, vorausgeſetzt, daß man ihm nicht zumuthete, ſich den Strapazen des Bacchus- und Venusdienſtes zu unterziehen.

Der Trüffelkönig gab dadurch einen Beweis von großer Klugheit, man müßte denn die Berühmtheit eines Praſſers für etwas höchſt Abgeſchmacktes halten.

Er machte es wie gewiſſe Paſchas der Literatur, die ihre Bücher von hungrigen Literaten ausarbeiten laſſen und dann unter ihrem eigenen Namen herausgeben.

In gewiſſen Beziehungen hatte der Trüffelkönig einen recht guten, geſunden Verſtand. Er wußte wohl, daß ſein Titel eine Zielſcheibe des Witzes war, und legte in der That nur auf ſein Geld einen Werth. Er war beſcheiden genug, um die Huldigungen, mit denen man ihn umgab, nicht für bare Münze zu halten. Er pflegte oft zu ſagen: »Man bewundert die Art wie ich eſſe und trinke, und iſt entzückt über jedes Wort, das aus meinem Munde kommt.«

Geſunder Menſchenverſtand ſchadet den Narren; den Trüffelkönig machte ſeine nüchterne Anſchauungsweiſe unglücklich. Zuweilen erblickte er ſogar in dem großen Reichthum, den er nicht genießen konnte, eine Ironie des Schickſals.

Aber ſein geſunder Verſtand ging nicht ſo weit, daß er erkannt hätte, wie unendlich viel Gutes man mit Millionen thun kann.

Wir haben geſagt, daß er ganz frei von Leidenſchaften war und dies machte ihn unfähig, ſeinen Reichthum zu ge-

Digitized by Google

nießen. Er hatte wenigstens einige Gelüste; aber gerade die Dinge, die er sich wünschte, sind nicht für Geld zu haben.

Der arme Trüffelkönig wünschte sich einen traulichen Familienkreis und die Zuneigung freundlicher, liebevoller, uneigennütziger Menschen. Für die Erfüllung dieses Wunsches würde er Haufen Goldes gegeben haben, er würde in Paris allerdings vierzig- bis fünfzigtausend glückliche Familien gefunden haben, die ihn mit offenen Armen aufgenommen hätten, aber er war schüchterner als ein junges Mädchen, und aus dieser übergroßen Bescheidenheit entstand sein Mißtrauen.

Er hatte eine sehr sanfte, fast weibische Stimme; sein größtes Vergnügen war, fade Lieder zu singen und er sang sie gemeiniglich falsch. Er konnte sentimental seyn und für eine unbekannte Schöne schwärmen, wie ein Page: es fiel ihm nicht einmal ein, unter seiner weiblichen Bekanntschaft zu wählen. Der Wonnetraum des dicken Mannes war, sich wie ein Kater streicheln und liebkosen zu lassen; mehr wünschte er sich nicht.

Die Erste, die ihm schön that, war die Marquise Asträa. Franz Rostan gab sich das Ansehen, als ob er nichts bemerkte, aber der Trüffelkönig fürchtete ihn doch. Franz war noch immer der große Rostan, stark und unbändig, wie wir ihn in der Bretagne kennen gelernt haben. Seine nervigen Finger würden in das Fleisch des Trüffelkönigs eingedrungen seyn wie in einen Eierkäse, wenn er ihn angegriffen hätte. Der Trüffelkönig besaß nicht Weltkenntniß genug, um einzusehen, daß die schöne Asträa zehnmal stärker war als der große Rostan.

Eines Abends, als der Trüffelkönig die schöne Hand der Marquise geküßt hatte, erschrak er über seine Kühnheit und bekam so heftige Gewissensbisse, daß man ihn zu Bett

Digitized by Google

bringen mußte. Er hatte zufällig die Unbesonnenheit begangen, ein Stück Capaunenbrust zu essen; sein überladener Magen empörte sich; man ließ den Doctor Sulpice kommen.

Dieses Mal kam der Doctor nicht allein. Er brachte eine sehr schöne, ernste junge Dame mit, die in einem Fauteuil Platz nahm, während sich Sulpice mit dem Patienten beschäftigte.

In dem Schlafzimmer befanden sich Asträa und der große Rostan, welche die junge Dame mit den Blicken durchbohren zu wollen schienen. Die Letztere schwieg und regte sich nicht.

»Wie ähnlich sie meiner Magdalena ist!« flüsterte der große Rostan, dessen Stimme zitterte.

Asträa antwortete nicht, sie wartete.

Als der Doctor die Arznei verschrieben hatte, wandte er sich zu dem Krautjunker und sagte:

»Es ist Irene.«

Franz Rostan näherte sich seiner Tochter, die so weiß war wie eine Alabasterstatue, aber sich nicht regte.

»Sagen Sie dem Herzog,« fuhr der Doctor mit gebieterischem Tone fort, »daß diese junge Dame nach Bretagner Sitte seine Nichte ist.«

Das Gesicht des Trüffelkönigs erheiterte sich, und in seine blassen aufgedunsenen Wangen stieg etwas Blut.

»Ist es wahr, Marquis?« fragte er freudig überrascht.

»Es ist meine Tochter,« stammelte Franz Rostan.

»Ihre Tochter!« wiederholte der Trüffelkönig, indem er sich zu Asträa wandte.

Asträa schüttelte den Kopf. »Nein,« antwortete sie, »die Tochter meines Mannes.«

Digitized by Google

»Es freut mich, Sie und den Doctor als so nahe Verwandte zu sehen,« erwiederte der Trüffelkönig und reichte Sulpice die Hand.

Der Letztere erwiederte kalt: »Unter uns kann von keiner Verwandtschaft die Rede seyn.«

Sein Blick traf das Auge des großen Rostan, der ihn nicht anzusehen wagte. Asträa flüsterte ihrem Gatten einige Worte zu; er veränderte die Farbe. Auf der Haide mit der Doppelflinte in der Hand, oder selbst hinter Festungswällen mit gezogenem Degen wäre ihm wohler gewesen.

»Es ist wahr,« stammelte er, »von einer Verwandtschaft kann nicht die Rede seyn; denn ohne Einwilligung des Vaters kann keine giltige Ehe geschlossen werden.«

Diese Antwort hatte ihm Asträa zugeflüstert.

Der Doctor trat auf den Krautjunker zu und sagte leise zu ihm:

»Wir haben die Einwilligung der Mutter.«

»Magdalena lebt!« rief Rostan.

Der Doctor kehrte ihm den Rücken zu. Die Lippen der Marquise Asträa bebten vor Zorn.

Der Trüffelkönig wußte sich diesen ganzen Auftritt nicht zu erklären, aber er war eine gute Seele und sagte:

»Lieber Vetter, und Sie, meine schöne Cousine, geben Sie ihre Einwilligung, ich bitte Sie.«

»Sobald Monsieur le Duc es wünscht . . .« begann Asträa.

»Ich finde nichts dagegen einzuwenden,« setzte der Krautjunker in mürrischem Tone hinzu.

»Es freut mich unendlich, daß ich diese Aussöhnung zu Stande gebracht habe,« sagte der Trüffelkönig; »wir werden

Digitized by Google

künftig eine Familie bilden . . . Liebe Nichte, begrüßen Sie doch Ihre Eltern.«

Irene ſah ihren Mann fragend an. Sulpice gab ihr einen Wink. Sie ſtand ſogleich auf und bot dem großen Roſtan ihre Stirn zum Kuß. Roſtan küßte ſie. Er zitterte am ganzen Körper und der Schweiß rann ihm von der Stirn.

Irene blieb kalt und ſah weder ihren Vater noch Aſträa an.

Aſträa küßte ſie mit freundlichem Lächeln.

Der Doctor nahm ſeinen Stock, nachdem er ſeinem Kranken die Hand gedrückt hatte, und ſagte:

»Wir werden wieder kommen.«

Dann ſetzte er leiſe hinzu:

»Sie ſind leidend, weil Sie kein Weſen um ſich haben, das Sie liebt . . . Irene ſoll Ihre Tochter ſeyn.«

»Wirklich!« ſagte der gutmüthige Tropf mit Thränen in den Augen.

Irene neigte ſich auf das Bett und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn.

Dieſen Abend ſchlief der Trüffelkönig ſehr ruhig ein.

Irenens Töchterchen hieß Victoria. Als die beiden jungen Gatten nach Hauſe kamen, ſetzte ſich Sulpice an die Wiege ſeines Kindes. Irene kniete vor ihm nieder.

»Mir zu Liebe,« ſagte ſie, »wirſt Du meinen Vater verſchonen!«

Sulpice kam nicht ſogleich wieder. Der Trüffelkönig wurde im Goldenen Hauſe feierlichſt in ſeine Würde eingeſetzt. Es war ein wundervolles Feſt, dem die ganze Sippſchaft des

Digitized by Google

»Drinking« beiwohnte. Bei dieſer denkwürdigen Feierlichkeit bot P. J. Gridaine (Drinker III.) dem Trüffelkönig ſeine Dienſte an. Drinker IV. (der Baron Potel, Chef des Hauſes Potel und Gambari) geſtand ihm, er ſey der liederlichſte Patron unter der Sonne.

Drinker V., Vitzdom von Pomard (nach ſeinem wahren Namen Graf von Morges) bat um die Erlaubniß, ſeine Frau und ſeine Tochter vorzuſtellen. Aſträa bot zu dieſer Annäherung die Hand, weil ſie Irene fürchtete. Aſträa war damals faſt unbeſchränkte Gebieterin im Hauſe des Herzogs, und die vorurtheilsfreien Mitglieder der Genoſſenſchaft glaubten, Franz Roſtan, der die Namen »Drinker II.« und »Lord Cruche« führte, Glück wünſchen zu können. Lord Cruche lächelte beſcheiden; man ſah wohl, daß er ſeiner Würde Ehre machte.

Der Titel Lord Cruche, den der große Roſtan von ſeinen ihn aufrichtig bewundernden Zechbrüdern erhalten hatte, ſtand ihm ſehr gut. Es war keine Lüge, wie die Würde des Trüffelkönigs. Der große Roſtan hatte ſich in den ſiebzehn Jahren keineswegs gebeſſert; er war noch im vollen Beſitz ſeiner frühern rohen Kraft. Der Wein gefiel ihm eben ſo ſehr wie die Weiber; er trank wie ein Faß mit durchlöchertem Boden, und ſeine Liebesabenteuer charakteriſirten den rohen Trunkenbold. Im Rauſche bot er der Marquiſe Aſträa die Spitze und nannte ſie zuweilen die Morgatte.

Wenn er nüchtern war, zitterte er vor der Marquiſe Aſträa.

Die Gräfin von Morges war zwei bis drei Jahre älter als Aſträa. Sie hätte ſich für ihre Mutter ausgeben können. Sie war eine gute Hausfrau, die rechnen konnte und ihr Vermögen gegen die Raubanfälle ihres verſchwenderiſchen Gatten hartnäckig vertheidigt hatte. Zu der Zeit, als ihr der Her-

Digitized by Google

zog von Roſtan vorgeſtellt wurde, beſaß ſie faſt nichts mehr als die Herrſchaft Maintenon: alles Uebrige hatte der Vitzdom von Pomard, ihr Herr und Gebieter, durch die Kehle gejagt. Er war gleichwohl nur Drinker V., aber er hoffte in der Hierarchie der Zecher weiter zu ſteigen.

Der Trüffelkönig wurde der Mutter, die ihm ſchmeichelte und der Tochter, die engelſchön war, bald von Herzen gut. Als von dem Verkauf des Schloſſes die Rede war, bot er mehr als die Beſitzung werth war, unter der Bedingung, daß die Damen und Pomard ſelbſt eine Wohnung für ſich behalten ſollten.

Man gibt ſich ſehr leicht der Hoffnung auf eine Erbſchaft hin. Die Gräfin von Morges ſah ihre Tochter im Geiſte als Millionärin. Der Trüffelkönig pflegte ſie ſcherzweiſe ſein Pathchen zu nennen . . . und von einem Pathchen bis zu einem Teſtament iſt nur ein Schritt.

Aber eine Erbſchaft wird auch ſehr leichtſinnig verſprochen. Wie mancher Menſch ſteht allein und verlaſſen im Leben: was Wunder, wenn man ein befreundetes Weſen an ſich zu feſſeln ſucht!

Die hochgeſtellten Erblaſſer, die Menſchenkenntniß und Klugheit beſitzen, pflegen ſtillſchweigend zu verſprechen; ſolchen Verſprechungen ſchenkt man am meiſten Glauben. Sind ſie hingegen naiv, ſo lügen ſie ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn und machen für Jeden ein Teſtament.

Dieſe Art und Weiſe, ſich die Zuneigung Anderer zu erwerben, bekundet freilich kein großes Selbſtgefühl, aber man muß die Menſchen nehmen wie ſie ſind.

Der Trüffelkönig hatte nun den Familienkreis, den er ſich ſo lange gewünſcht, um ſich verſammelt. Wenn man hat was man wünſcht, wird man ungenügſam und wähleriſch.

Digitized by Google

Sobald der Trüffelkönig den Familienkreis um ſich verſammelt ſah, wünſchte der arme Tropf um ſeiner ſelbſt willen nicht wegen ſeines Geldes geliebt zu werden.

Er hatte ſeine ſchöne Couſine Aſträa, ſeine liebe Nichte Irene, und ſein holdes Pathchen Antoinette de Morges. Ueberdies hatte er Solange Beauvais, die er ſeine Tochter nannte.

Aſträa hegte gegen Solange Beauvais faſt ebenſo viel Groll, wie gegen Irene; ſie ahnte in ihr eine Bundesgenoſſin Irenens, eine Creatur des Doctors Sulpice. Aſträa ſann auf ein Mittel, ſie ins Verderben zu ſtürzen oder aus dem Wege zu räumen.

Solange Beauvais war in der That von dem Doctor Sulpice in das Haus des Herzogs von Roſtan eingeführt worden.

Es war etwa zu der Stunde, wo Chiffon und Loriot im Gaſthofe »zum goldenen Löwen« ihr famöſes Abendeſſen beſtellten. Außer der Gruppe, welche Irene, Antoinette und Solange um den Trüffelkönig bildeten, befanden ſich im Salon einige Gäſte, welche faſt alle der noblen Sippſchaft der »Drinkers« angehörten. Aber ihr Benehmen war höchſt anſtändig. Der Trüffelkönig ſpielte die Rolle des Familienvaters ſehr täuſchend; er wollte ſein Haus zu einem Sammelplatz der feinen Sitte, der edlen Geſelligkeit machen.

Im Billardſaal wurde »Poule« geſpielt. Ein Dutzend Nebenperſonen ſaßen theils beim ernſten Whiſt, theils beim ruchloſen Landsknecht. Am Piano ſaß ein mageres Männchen mit langen flachsartigen Haaren. An ſeinem bis ans

Digitized by Google

Kinn zugeknöpften Frack war er auf den ersten Blick als ein großer Geist zu erkennen. Es war der Poet Sensitive, der für Kornblumen, Vergißmeinnicht und spanischen Klee schwärmte, der Sänger der holden Frauen und der Blumen; — er selbst war eine Blume und fast ein Mädchen zu nennen, aber leider ein häßliches Mädchen und eine verwelkte Blume! Sensitive liebt die großen Wälder wegen der kleinen Thierchen, die im Moose sind; er liebt das unermeßliche Meer wegen des zierlichen Seegrases, das aus den Felsenspalten bescheiden hervorschaut und vom Winde bewegt wird. Wenn er den Flügel einer Fliege schildern will, spricht er von Rubinen und Smaragden. Er geht zwischen den Kornfeldern, um Klatschrosen zu pflücken. Sein Lebenszweck ist, auf das Säuseln des Zephirs, auf das Plätschern des Baches, auf das Klappern der Mühlen zu lauschen. Er ist langweilig und abgeschmackt, er erregt Ekel durch seine süßlichen Alfanzereien und zugleich Aerger durch seine Zudringlichkeit.

Er gleicht einem Schäfer von Watteau, wie Don Quixote dem kühnen Roland, wie Rossinante dem Roß der vier Haimonskinder gleicht. Er lebt von seiner Mittelmäßigkeit; die Kritiker thun ihm schön, weil er unbedeutend ist, die Dichterlinge flechten ihm Kränze von Luzerne. Ein von ihm besungener »Trüffelgott« hat ihm aus Dankbarkeit eine ziemlich sorgenfreie Stellung bereitet. Seine Lyra ist an der Börse bekannt, und er ist den Geldgeschäften keineswegs abhold.

Sein ganzes Gespräch ist bald idyllisch, wie eine Schüssel mit Spinat, bald tief gelehrt, wie der Katalog eines Museums. Er kennt Vanloo, Cuyp, Huysum, Paul Potter, Ruysdael und sogar Breughel.

Niemand kann sich einen Begriff machen von dem hohen

Digitized by Google

Selbſtgefühl, mit welchem Senſitive den Namen Breughel in das Geſpräch verwebt.

Kurz, das Paradies der Frauen iſt das Eden der Laune. Man braucht dort mehr Schalksnarren als in China.

Senſitive klimperte mit ſeinen dürren Fingern auf den Taſten, in der Erwartung, man werde ihn bitten, eine Romanze zu ſingen. Ihm gegenüber lehnte ſich ein junger Mann mit klugem, ernſtem Geſicht an das marmorne Camin. Es war der Chevalier Roger de Martroy, deſſen Namen Fernand bereits in ſeinem Geſpräch mit Galleran genannt hat.

Roger war ein Verwandter der Familie Morges. Man hatte ihn eine Zeitlang für den Verlobten Antoinettens gehalten. Aber ſeit der Erfindung des Trüffelkönigs wurde der Chevalier von der Gräfin de Morges kalt behandelt.

Roger liebte ſeine Couſine. Er beſaß ausgezeichnete Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, aber er hatte wenig Vermögen. Dies würde die hübſche Antoinette indeß nicht abgeſchreckt haben. Senſitive entwickelte in Gegenwart Rogers oft ſehr gelehrte Theorien über die Frauen; er hatte ihm gerathen, der ſchönen Solange den Hof zu machen, um die Gräfin von Morges zu ärgern und dadurch ſeinen Plan zu fördern.

»Denn das weibliche Herz,« ſagte Senſitive, »gleicht den Bäumen, die eine zu dicke Rinde haben. Wird der Baum verletzt, ſo kommt ein Sprößling hervor; wird das Herz verwundet, ſo entfaltet ſich die Blüthe der Liebe.«

Roger de Martroy machte Solange nicht den Hof. Eines Tages ſagte er zu dem Poeten:

»Wenn ſie mich nicht liebt, werde ich fern von hier

Digitized by Google

den Tod ſuchen . . . Wenn ſie mich liebt, habe ich meinen Degen und . . .«

»Und Sie werden jeden Mann, der ihr nahe kommt, mit Ihrem Degen todtſtechen?« fragte Senſitive lachend.

»Ja,« antwortete Roger.

»Aber wie wollen Sie erfahren, ob Sie geliebt werden oder nicht?«

»Ich werde die Stimme ihres Herzens hören, ehe ſie ſelbſt einen Laut von ſich gibt.«

»Ich erinnere mich,« erwiederte Senſitive, »auf einem Boulevardtheater ein Zaubermärchen geſehen zu haben, in welchem ein Pfifficus vorkommt, der Gras wachſen hört . . . Gehen Sie, Theuerſter, und ſterben Sie wo Sie wollen; Sie ſind ſo naiv wie ein Topf mit Immergrün!«

Roger de Martroy war den ganzen Abend ſehr niedergeſchlagen, weil die ſchönen Augen Antoinettens ſeinen Blick zu fliehen ſchienen. Während er, mit ſeinen trüben Gedanken beſchäftigt, am Camine ſtand, fühlte er ſeine Schulter von einem Finger leicht berührt. Er ſah ſich um; die Marquiſe Aſträa ſtand neben ihm.

»Nun, Herr Chevalier,« ſagte ſie leiſe, »hören Sie das Gras wachſen?«

Der Schalk Senſitive war mit ſeinem ſchlechten Witz hauſiren gegangen. Roger ſchlug erröthend die Augen nieder, denn er verſtand was Aſträa damit ſagen wollte.

Die Marquiſe reichte ihm die Hand und lächelte ihn ſo freundlich an, als ob ſie das harmloſeſte Weſen von der Welt geweſen wäre. Die Morgatte konnte nöthigenfalls ein wahres Engelsgeſicht machen.

»Gefühlvolle Menſchen,« fuhr ſie fort, »finden ſich

Digitized by Google

leicht zuſammen; es beſteht zwiſchen ihnen ein ſtillſchweigender Bund. Herr Chevalier, ich halte es mit Ihnen.«

Da er ſie ganz verblüfft anſah, ſetzte ſie ſehr laut hinzu:

»Werden Sie dieſen Abend nicht ſingen?«

Roger verneigte ſich und ſtammelte: »Madame, ich ſtehe zu Befehl.«

»Wenn Sie es wollen,« ſagte ſie mit zutraulichem Kopfnicken, »werden wir Beide ein andermal davon ſprechen.«

Sie entfernte ſich. Als ſie an der um den Trüffelkönig verſammelten Gruppe vorüberging, ſagte ſie trocken:

»Mademoiſelle Beauvais, ſetzen Sie ſich gefälligſt ans Piano, um den Herrn Chevalier de Martroy zu begleiten.«

Solange war betroffen, aber ſie ſtand auf. Die großen blauen Augen Antoinettens wendeten ſich gegen den Chevalier, dann ſenkten ſie ſich. Irene war noch mehr betroffen als Solange.

»Sie ſagen immer, daß Sie uns gut ſind,« ſagte ſie zu dem Trüffelkönig.

»Ich möchte nur verſichert ſeyn, daß Sie meine Gefühle erwiedern,« ſagte der Herzog.

»Die arme Solange haben Sie nicht lieb.«

»Warum glauben Sie das?« fragte der dicke Mann erſtaunt.

»Wenn Sie ihr wirklich von Herzen zugethan wären, ſo würde die Marquiſe mit ihr nicht ſprechen wie mit einer Magd.«

Der Trüffelkönig machte ein finſteres Geſicht. — Aber

Digitized by Google

der Blick der Marquiſe, der dem ſeinigen begegnete, machte ihn ganz verzagt und er lächelte wie ein kleines Kind.

»Sie beklagen ſich über mich, mein ſchönes Kind?« ſagte Aſträa näher kommend.

»Gott behüte! . . .« betheuerte der arme Trüffelkönig.

»Ja, Madame,« entgegnete Irene, welche die Marquiſe dreiſt anſah, »ich beklage mich über Sie.«

Aſträa beantwortete dieſen herausfordernden Blick durch das anmuthigſte Lächeln, deſſen ſie fähig war, aber ſie erwiederte halblaut:

»Sie kennen Mademoiſelle Beauvais nicht ſo genau wie ich, Sie würden ſich ſonſt nicht wundern, daß ich ſo mit ihr rede.«

Solange hörte es. Der Chevalier von Martroy mußte ſie halten, ſie wäre ſonſt niedergeſunken.

»Was bedeutet das?« ſagte Irene entrüſtet.

»Wenn Sie wollen, mein ſchönes Kind,« erwiederte die Marquiſe Aſträa, indem ſie ihr ebenſo zutraulich zunickte, wie vorhin dem Chevalier, »wenn Sie wollen, werden wir Beide ein andermal davon reden.«

Digitized by Google

XII.

Der Brief.

Der Trüffelkönig fürchtete immer, seine »Familie« werde sich zerstreuen wie ein Volk Rebhühner, das von einem Hunde überfallen und aufgejagt wird. Er sah wohl, daß Irene und Asträa einander nicht leiden konnten, und dies betrübte ihn; aber in seinen Augen war Irene die Stieftochter der Marquise Asträa, und der Haß zwischen Stieftöchtern und Stiefmüttern ist ja eine keineswegs seltene Erscheinung im Leben. Er hielt sehr viel auf Irene, weil er ihr von Herzen gut war, wie allen Menschen, die freundlich und theilnehmend gegen ihn waren, und weil sie die Frau des Doctors Sulpice war. Der Doctor hatte ihn wieder gesund gemacht, er war für ihn ein Orakel.

Für Solange fühlte er eine ganz besondere Zuneigung. Ueberdies hatte Mademoiselle Beauvais auch an dem Doctor Sulpice einen Gönner.

Aber Asträa hatte eine unbedingte Gewalt über ihn bekommen. Die Marquise hatte nur eines sehr kleinen Theiles ihrer Kraft bedurft, um ihn zu unterjochen. Dies machte ihr keine Sorge; nur um den Doctor Sulpice zu bekämpfen, brauchte sie alle ihre Waffen.

Das wußte sie wohl, und sie war gerüstet.

An demselben Tage hatte sie einen Gegenstand zur Sprache gebracht, der dem Trüffelkönig den Mund wässerig

Digitized by Google

machte. Es handelte ſich um die Eroberung einer wirklichen Familie, um ein unfehlbares, ehrenhaftes Mittel, ſich zum Haupt des Hauſes Roſtan zu machen.

Aſträa hatte dem Herzog von zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, erzählt. Die beiden armen Geſchöpfe, ſagte ſie, gehörten zur Familie Roſtan und wären wahrſcheinlich hilflos und verlaſſen; ſie würden es daher als eine Wohlthat des Himmels betrachten, von einem Manne wie er an Kindesſtatt angenommen zu werden.

Faſt in denſelben Ausdrücken hatte der Doctor Sulpice bei ſeinem letzten Beſuche geſprochen. Die Sache war daher nicht zu bezweifeln. Nach der Ausſage der Marquiſe waren die beiden Sprößlinge des Stammes Roſtan ſiebzehn Jahre alt, und dieſes Alter gab ihnen auch Sulpice. Ein ſchönes Alter für Adoptivkinder. Der Trüffelkönig ſah ſich im Geiſte ſchon als Vater und dachte an nichts Anderes mehr.

Der Knabe war der Bruder Irenens, das Mädchen die Tochter des Marquis Anton von Maurepar.

Der Trüffelkönig wurde nun ein ganzer Roſtan, er fühlte ſich als Roſtan. Er bekam Luſt, ſeine Güter in der Bretagne zu beſuchen, und dachte nicht ohne Rührung an ſeine Ahnen.

In den Ausſagen des Doctors und der Marquiſe war nur ein weſentlicher Unterſchied: Sulpice hatte geſprochen wie Einer, der ſucht; Aſträa hatte verſichert, daß ſie finden werde.

Wir werden uns über dieſe zuverſichtliche Sprache nicht wundern, wenn wir uns erinnern, daß ſie mit Monſieur Durand de Lapierre einverſtanden war. Der Letztere hatte ja im Coupé der Deligence mit der Majorswitwe von dieſem Einverſtändniß geſprochen. Der Hauptagent der Marquiſe in

Digitized by Google

dieſer geſchickt angeſponnenen Intrigue war P. J. Gridaine, den wir bereits als Drinker III. und »Tout-pour-les-Dames« kennen gelernt haben. Gridaine war Pförtner des Paradieſes der Frauen.

Die Marquiſe Aſträa hatte anfangs die Abſicht gehabt, den Trüffelkönig zu heirathen. Um dieſen Zweck zu erreichen, wäre es nicht einmal nöthig geweſen, den großen Roſtan aus dem Wege zu räumen, obwohl dies im Nothfall vielleicht kein Hinderniß für Aſträa geweſen wäre. Sie hatte ſich nie entſchließen wollen, vor dem Geſetze die Gattin Franz Roſtan's zu werden.

Mit Ausnahme einiger wichtigen Anläſſe, wo die neugierigen Behörden die Vorweiſung der Documente verlangen, kann man in dem Paradieſe an der Seine alle Annehmlichkeiten des Eheſtandes genießen, ohne den letzten Ring der Kette feſtſchmieden zu laſſen. Man hat die Kette und trägt ſie zur Schau, aber man bewahrt zugleich den Schlüſſel des Vorhängſchloſſes ſorgfältig auf.

Das iſt ſehr bequem!

An jenem Abende hatte der große Roſtan nur einen halben Rauſch. Er erſchien mit der Gräfin von Morges im Salon, als Solange Beauvais eben an das Piano trat, wo Roger ſie erwartete. Die Gräfin nahm ſchnell den von Solange verlaſſenen Platz an der Seite des Trüffelkönigs ein.

»Ich habe eine gute Idee gehabt!« ſagte ſie, ihre Antoinette auf die Stirn küſſend, während Solange präludirte; »ich wette, daß ſich dein Pathe darüber freuen wird.«

Der dicke Roſtan lauſchte wie ein Kind, dem man erzählt, daß die Oſtereier gelegt ſind.

Digitized by Google

Die Gräfin von Morges faßte zutraulich ſeine beiden Hände.

»Was gibt's, liebe Freundin?« fragte der Trüffelkönig, der im voraus lächelte; »ſagen Sie geſchwind!«

Solange hatte ein ſchönes Talent. Sie war eine Künſtlerin im vollen Sinne des Wortes. Senſitive ſchlug den Tact, ſo oft ſie ſich ans Piano ſetzte, und das that er nicht für alle Leute, die ſich hören ließen. Er war in der Muſik ein eben ſo feiner Kenner wie in der Malerei, oder glaubte es wenigſtens zu ſeyn. Er hatte es mit einiger Mühe dahin gebracht, den Namen Beethoven auszuſprechen. Der Name Beethoven nimmt ſich im Geſpräch eben ſo ſchön aus, wie der Name Breughel in einem Journalartikel. Solange begann die Melodie der Arie Edgars in der »Lucia« zu ſpielen. Ihre Augen waren voll Thränen.

Als die ſchöne Stimme Rogers ertönte, kamen die Billardſpieler in die offene Thür.

»Wollen Sie nicht warten, bis der Chevalier ſein Lied beendet hat?« fragte die Gräfin von Morges den Trüffelkönig.

»Nein,« erwiederte das große Kind, »ich will's ſogleich wiſſen!«

Irene rückte ihren Stuhl zurück, ſo daß ſie hinter Antoinette zu ſitzen kam.

»Aus dieſer Stimme ſpricht ein ſchönes Gemüth,« flüſterte ſie ihr ins Ohr.

Antoinette war etwas betroffen, dann lächelte ſie, aber es war ein wehmüthiges Lächeln. Sie lehnte ſich zurück, als hätte ſie Irene um einen Kuß bitten wollen.

»Solange weint,« ſagte ſie.

»Bravo!« rief Senſitive, als das Recitativ zu Ende

Digitized by Google

war. »Da ſieht man, was die Muſik aus dem träumeriſchen und ſtolzen Herrn von Ravenswood gemacht hat!«

»Still!« ſagte Irene.

Sie berührte die Wange Antoinettens mit den Lippen und ſetzte hinzu:

»Lieben Sie ihn nicht?«

»Vier Honneurs und drei Trick!« ſagte einer der Spieler am Whiſttiſche.

Die Spieler ſtanden auf, um ihre Plätze zu wechſeln.

Das Whiſt wird von Jedermann als ein ernſtes, nützliches und in jeder Beziehung empfehlenswerthes Spiel anerkannt. Ohne dieſes Spiel würden die langweiligen Menſchen ſprechen und das wäre nicht auszuhalten. Das Whiſt iſt ein Knebel, den man faden Schwätzern in den Mund gibt. Gott nehme das Whiſt unter ſeinen Schutz!

»Sie hätten mit der Fünf geſtochen,« ſagte der Baron Potel, indem er ſeinen Platz wechſelte; »ich glaubte natürlich, Sie hätten noch Atout in der Hand.«

Der Baron Potel war eine noch merkwürdigere Perſönlichkeit als Senſitive; langer Kopf, ſtark gebogene Adlernaſe, platte Stirn, kaum bemerkbares Kinn, eingedrückte Schläfe, Vogelſchädel, der an den Seiten ſtark behaart war, aber oben einen bis zum Hinterkopf hinabgehenden kahlen Streifen hatte und daher einem Dickicht glich, durch welches ein Jagdpfad führt; große platte Ohren, fettige Haut, lange Raffzähne, Größe fünf Schuh zehn Zoll, platte Füße, lange dürre Hände, mangelhafte Augenbraunen, die von den Ratten angefreſſen ſchienen. Er war übrigens ein Freund des Fortſchrittes, ziemlich beleſen, auf das Journal »la Patrie« abonnirt, Verfaſſer einiger gemeinnützigen Artikel über den Anbau der Rüben, Beſitzer des Julikreuzes.

Digitized by Google

»Ich habe mit der Fünf gestochen,« entgegnete der Vitzdom von Pomard, »weil ich nur die Fünf hatte . . . ich habe auf Pique invitirt . . .«

»Mit der Zehn!« erwiederte der Baron Potel höhnisch.

»Sie haben die Carreau ausgespielt; ich hatte es so wenig wie Atout . . .«

»Im Grunde ist es keine Schande, nicht Whist spielen zu können.«

»Theuerster, Sie sind ein lebender und überzeugender Beweis davon.«

So geht's fort. Man mischt die Karten; man gibt, spielt aus und schweigt. Dann kommt ein wieder kleiner Streit, wie ein chronischer Husten . . . dann wieder tiefe Stille.

Der Baron Potel, Associé des Hauses Potel und Gambard, gibt seinem Bedienten eine alte Weste, so oft ihn der Letztere für einen großen Whistspieler erklärt.

Der Bediente macht ihm noch lieber das Compliment, daß er ein unverbesserlicher Wüstling sey, weil der Baron Potel dadurch jedesmal so entzückt wird, daß er ihm unter seiner Garderobe freie Wahl läßt.

Der Baron Potel stellt seinen Associé Gambard in den Schatten und darauf bildet er sich sehr viel ein.

Der große Rostan stand mitten im Salon und gähnte. Die Marquise Asträa rief ihn und bot ihm einen Platz an ihrer Seite. Asträa war seit siebzehn Jahren keine Bäuerin mehr. Wenn sie wollte, konnte sie den Ton einer vornehmen Dame annehmen. In dieser Beziehung stand ihr der große Rostan weit nach. Franz hatte seine rohen, plumpen Manieren nicht völlig abgelegt; er befand sich in seiner Rolle als »Lord Cruche« recht behaglich.

Die Marquiſe gab ihm einen derben Schlag auf die Schulter, als Roger ſeinen Geſang wieder begann.

»Ich habe Dir's ja immer geſagt, alter Franz,« begann ſie, »es iſt beſſer, kein unauflösliches Band zu knüpfen. Du kannſt Dich jetzt überzeugen, daß ich Recht hatte.«

Roſtan's Stirnadern ſchwollen; dieſe Worte weckten unangenehme Erinnerungen. Die Morgatte war in jedem Kampfe mit ihm Siegerin geblieben.

»Hätten wir ein unauflösliches Band geknüpft,« ſetzte ſie mit ſpöttiſcher Miene hinzu, »ſo könnteſt Du Dir heute nicht das Vergnügen machen, deiner Frau Magdalena nachzulaufen.«

Der große Roſtan wandte ſich ab; Aſträa faßte ihn beim Arme.

»Thue Dir nur keinen Zwang an,« ſagte ſie laut lachend; »ich bin gar nicht eiferſüchtig.«

»Ich höre Dich nicht gern von Magdalena reden,« ſagte der große Roſtan leiſe.

»Du hörſt es nicht gern!« erwiederte die Marquiſe. »Ja, in dieſer unvollkommenen Welt geht es nicht anders, lieber Franz; man muß ſich Vieles gefallen laſſen . . . Ich habe mit Dir von Magdalena zu reden.«

»Dann faß Dich kurz und bedenke wohl, was Du ſprichſt.«

Der große Roſtan machte ein finſteres Geſicht, aber er getraute ſich nicht die ſogenannte Marquiſe, die vor der Welt als ſeine Frau galt, anzuſehen. Aſträa erwiederte:

»Haſt Du ſie wiedergefunden?«

»Nein,« antwortete der Krautjunker.

»Haſt Du wenigſtens ihre Spur gefunden?«

Franz ſchüttelte den Kopf.

»Irene hat es alſo nicht geſagt?«

Digitized by Google

»Irene spricht nie mit mir!« erwiederte Rostan mit einem Seufzer.

»Unglücklicher Vater!« höhnte Asträa. — »Und den Doctor hast Du nicht gefragt?«

»Nein.«

»Ich konnte es denken . . . Armer Franz, Du fürchtest ihn.«

»Ich leugne es nicht,« erwiederte der große Rostan, »er hat ja auf dem Friedhofe zu Saint-Cast drei Gräber graben lassen.«

»Bravo! Bravo!« wurde ringsum im Saale gerufen.

»Siccome il Mario!« sagte Sensitive, der nicht nur Poet, Musiker und Kunstkritiker, sondern auch ein Sprachengenie war.

Antoinette von Morges und Irene hörten mit Entzücken zu. Antoinette hatte die Augen niedergeschlagen. Eine Thräne zitterte zwischen ihren halbgeschlossenen Augenlidern.

»Er sieht Sie an,« flüsterte ihr Irene ins Ohr.

Antoinette wurde ganz blaß und schlug die Augen nicht auf.

Solange Beauvais mußte die Noten lesen, aber sie neigte sich verstohlen zu Roger von Martroy.

»Bücken Sie sich,« flüsterte sie ihm zu, »und thun Sie, als ob Sie das Allegro noch einmal singen wollten . . . ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Roger war sehr erstaunt, aber er gehorchte.

»Unter allen Männern, die ich kenne,« flüsterte Solange, deren Lippen sich kaum bewegten, »sind Sie der edelste und biederste.«

Roger verneigte sich.

Digitized by Google

»Nehmen Sie ſich in Acht!« warnte Solange; »wir werden ſchon beobachtet!«

»Etwas langſamer!« ſagte Roger laut; »gegen den Schluß ſpielen Sie gefälligſt ſchneller.«

»Ich danke Ihnen,« flüſterte Solange. »Unter den Noten liegt ein Brief.«

»Ein Brief!« wiederholte der Chevalier.

»Ich habe ihn dahin gelegt . . . Er muß noch dieſen Abend nach Paris gebracht und an ſeine Adreſſe abgegeben werden . . . Jetzt ſingen Sie!«

Der Geſang fing wieder an. Solange ſah den Chevalier verſtohlen an; ſein Blick war eine genügende Antwort, und ſie flüſterte noch einmal: »Ich danke Ihnen.«

Roger nahm den Brief beim Umwenden des Notenblattes und hielt ihn in ſeiner geſchloſſenen Hand.

»Es wird prächtig ſeyn!« ſagte der Trüffelkönig erfreut. »Sie haben einen ſchönen Gedanken gehabt, Madame!«

»Nicht wahr?« erwiederte die Gräfin; »die Schlüſſel auf einem goldenen Teller!«

Der dicke Roſtan klatſchte in die Hände. Man glaubte, er applaudire, und ein leiſes Ziſchen gebot Ruhe. Er erröthete bis über die Ohren, wie ein auf einer Unart ertapptes Kind.

Die Gräfin fuhr fort:

»Es war vor Zeiten ſo Sitte, wenn ein Prinz eine Stadt oder ein Schloß eroberte. Die Edelfräulein brachten ihm die Schlüſſel auf einem ſilbernen oder goldenen Teller . . .«

»Und wir veranſtalten ein hüſches Feſt, nicht wahr?«

Digitized by Google

fiel ihr der Trüffelkönig ins Wort. »Ich möchte bei der Gelegenheit ein Roſenmädchen bekränzen.«

Die Gräfin von Morges antwortete mit wichtiger Miene:

»Die Sache ſcheint mir möglich und ganz anſtändig.«

»Irene!« rief der Trüffelkönig. »Solange, mein Bathchen! . . . Wir müſſen Kuchen und Blumen und bunte Bänder haben! . . . Wir bekränzen ein Roſenmädchen!«

Ein zweites »St—ſt!« legte ſeiner Phantaſie den Hemmſchuh an. Er war ſo beſchämt, daß er ſich nicht mehr umzuſehen wagte.

Die Marquiſe Aſträa hatte Solange Beauvais nicht aus den Augen gelaſſen. Sie allein hatte die kurze verſtohlene Unterredung zwiſchen Solange und Roger von Martroy bemerkt. Nichts entging ihr. Die wenigen Worte, welche die Beiden gewechſelt, hatte ſie an der Bewegung der Lippen gewiſſermaßen errathen. Sie hatte auch geſehen, daß Roger beim Umwenden des Notenblattes den Brief nahm.

Ihr Geſicht verfinſterte ſich.

»Dieſes Mädchen ſteht mir im Wege,« ſagte ſie, ohne zu wiſſen daß ſie ſprach.

»Ja, richtig!« ſagte Franz lachend, »ich wußte wohl, daß ich Dir etwas zu erzählen hatte . . . Dieſes Mädchen, wie Du ſie nennſt, iſt ſchön, ſo wahr ich Franz Roſtan heiße! Sie iſt zwanzig Jahre alt, und Du . . .«

»Willſt Du Streit mir mit anfangen, Franz?« fragte die Marquiſe.

»Und Du biſt . . .« fuhr Roſtan fort.

Aber er ſtockte. Aſträa wies ihre blendend weißen Zähne und ihre halb geſchloſſenen Augen warfen ihm einen wollüſtigen Blick zu.

Digitized by Google

»Ja, es iſt wahr!« murrte er ärgerlich, aber zugleich mit einer Anwandlung von Liebesſehnſucht. »Was liegt an deinen Jahren! die Schönheit bleibt immer jung, und Du biſt ſchön!«

»Das läßt ſich hören!« erwiederte Aſträa, die ſeine Hand faßte. »Mein großer Roſtan ſagt mir Schmeicheleien . . . Was hatteſt Du mir von dem Mädchen zu ſagen?«

»Daß dieſes Mädchen, welches faſt eben ſo ſchön iſt wie Du und deine Tochter ſeyn könnte, wahrſcheilich deine Nebenbuhlerin iſt.«

»Meine Nebenbuhlerin! . . . Mein Gott, bei wem denn?«

»Vor einem Monate war ich noch eiferſüchtig auf Dich,« fuhr der große Roſtan fort. »Eines Abends ging ich Dir nach und ſah Dich in ein Haus der Rue-Neuve-des-Mathurins gehen . . . wenn ich nicht irre, war's Nro. 25 oder 27.«

Aſträa wurde plötzlich ganz blaß.

»Und was weiter?« ſagte ſie mit zitternder Stimme.

»Bald nachdem Du in das Haus gegangen wareſt, ging im dritten Stocke ein Fenſter auf,« fuhr Franz Roſtan fort, der ſich freute, an dieſem undurchdringlichen Panzer eine verwundbare Stelle gefunden zu haben. »Ich ſah Dich mit einem jungen Manne am Fenſter erſcheinen . . .«

»Fernand!« unterbrach ihn die Marquiſe.

»Fernand . . . Ich hoffe, den wird der Teufel als Werkzeug gewählt haben, um Dich zu beſtrafen.«

»Weiter.«

»Willſt Du es wirklich wiſſen, Marquiſe?«

»Rede!« ſagte ſie mit Ingrimm; »Du haſt dieſes

Digitized by Google

Mädchen in das Haus gehen oder herauskommen ſehen? . . . Es ſind aber zehn Wohnungen darin . . .«

»Aber nur ein Balcon,« entgegnete Franz Roſtan.

Er nahm von einem Credenzteller, der eben vorübergetragen wurde, ein Glas Punſch. Roger von Martroy, der von Niemand beobachtet zu werden glaubte, benutzte dieſen Augenblick, um den Brief des Fräuleins in die Taſche zu ſtecken. Aſträa ſah es und machte eine Bewegung, um ſich dem Piano zu nähern. Franz Roſtan hielt ſie zurück; er fühlte ihre Hand in der ſeinigen zittern.

»Oho!« ſagte er, nachdem er zwei Gläſer Punſch raſch nach einander hinuntergeſtürzt hatte, »Du biſt alſo wirklich verliebt, Morgatte?«

Aſträa machte ihre Hand los und ſah ihn zornig an.

»Und wer wird den vergoldeten Teller tragen?« fragte in dieſem Augenblicke der Trüffelkönig; »denn einen maſſivgoldenen Teller können wir uns hier nicht verſchaffen.«

»Unſere Tochter Antoinette, wenn es Ihnen gefällig iſt,« antwortete die Gräfin.

Sie rückte ihren Armſeſſel näher und hielt ihren Mund ganz nahe an das Ohr des Trüffelkönigs.

»Sehen Sie ſie nicht an,« flüſterte ſie; »Antoinette würde errathen was wir mit einander ſprechen und ſie würde erröthen . . . Das Herz eines jungen Mädchens iſt ein unergründliches Räthſel . . . Haben Sie nichts in ihren Augen geleſen?«

Der Trüffelkönig huſtete und ſuchte ſein Schnupftuch. Er fühlte die Verſchämtheit einer züchtigen Jungfrau, die wider ihren Willen das erſte Geſtändniß anhört.

»Ach!« ſeufzte die Gräfin, »die Männer lachen und ſpotten darüber! . . .«

Digitized by Google

»Worüber denn? Sie wissen ja, liebe Gräfin, daß ich kein Spottvogel bin . . .«

»Sie wollen mich nicht verstehen,« fuhr die Gräfin von Morges fort; »die Männer sind alle gleich! . . . Das arme Kind wird im Stillen dulden . . .«

Die zärtliche Mutter wendete sich ab, um ihre Augen, die übrigens nicht feucht waren, mit dem Schnupftuch abzuwischen. Der Trüffelkönig war sehr gerührt.

Irene hatte eben Antoinette an ein Fenster gezogen.

»Ich weiß, daß er Sie liebt,« sagte sie.

Antoinette sah vor sich nieder.

»Sehen Sie sie jetzt an,« flüsterte die Gräfin dem dicken Rostan zu.

Der Trüffelkönig wagte einen schüchternen Blick.

»In meinem Alter . . .« stammelte er.

»Ach! lieber Herzog,« sagte die Gräfin mit einem Blick zum Himmel, »Sie allein in der Welt wissen nicht, wie hoch Sie über den andern Männern stehen!«

»Sie schweigen!« sagte Irene, die nicht nachließ; »haben Sie kein Vertrauen zu mir? Ich bin ja Ihre Freundin.«

Antoinette schlang ihren Arm um den Hals der jungen Frau.

»Ich muß ohne Zeugen mit Ihnen reden,« sagte sie, in Thränen ausbrechend; »Sie sollen Alles wissen . . . Sie sollen wissen, was meine Eltern mit mir im Sinn haben.«

Am Whisttische war der Rubber zu Ende.

»Wir haben schon wieder verloren, Baron,« sagte der Vitzdom von Pomard; »sind Sie mit sich zufrieden?«

Digitized by Google

»Sie hätten wieder Treſle ſpielen müſſen,« antwortete der Baron Potel.

»Ich hatte ſieben Coeurs in der Hand, ohne ein Atout!«

»Sie haben das Whiſt nicht erfunden, Herr Graf,« entgegnete der Baron Potel mit wichtiger Miene. »Es iſt ein geiſtreiches Spiel, das viel Aufmerkſamkeit und Nachdenken erfordert . . . Ich werde ein Glas Punſch trinken . . . Sie haben drei Fehler gemacht.«

»Und Sie vier, Baron! . . .«

»Das glauben S i e . . . Man kann ein ehrenwerther Staatsbürger ſeyn, ohne Whiſt ſpielen zu können.«

Die Gräfin rief ihre Tochter, die ſogleich kam. Der Trüffelkönig küßte ihr zitternd die Hand. Gemeiniglich drückte er ihr einen brüderlichen Kuß auf die Stirn.

Die Gräfin dachte: Der Graf kann alle Millionen des Herzogs weder verlieren noch vertrinken! Es iſt beſſer, als die Erbſchaft erwarten.

Roger von Martroy begann ſein Finale, und Senſitive ſchlug wahnſinnig den Tact.

»Dieſen Abend fürchte ich Dich nicht,« ſagte der große Roſtan zu der Marquiſe Aſträa. »Bleib noch ein Weilchen hier; ich möchte noch etwas wiſſen.«

»Ich will auch etwas wiſſen,« antwortete Aſträa, deren Augen auf Solange gerichtet waren. »Beeile Dich, wenn Du noch etwas zu fragen haſt.«

»Du haſt Jean Touril heute geſehen?« fragte Roſtan.

»Was kann Dir daran liegen?« erwiederte die Marquiſe.

»Bedenke wohl was Du thuſt!« warnte Franz Roſtan; »ich werde nicht gegen Dich auftreten, ſo lange Du mich nicht dazu zwingſt . . . Du haſt Jean Touril geſehen?«

Bayerische Staatsbibliothek München

»Nun ja.«

»Du haſt mit ihm ein Stelldichein zu Saint-Pierre-de-Berchère verabredet?«

»Ja, ich leugne es nicht.«

»Du willſt den Doctor aus dem Wege räumen?«

»Nicht ſo laut!« warnte die Marquiſe.

»Die Muſik macht ſo viel Lärm, daß man wohl ſprechen kann,« erwiederte der große Roſtan. »Höre mich an, und merke Dir wohl was ich ſage: An dem Doctor liegt mir nichts . . . aber wenn Du ihr« — er deutete auf Irene — »wenn Du ihr ein Haar krümmſt, ſo erwürge ich Dich!«

Er ſtand auf und kehrte ihr den Rücken zu.

In dieſem Augenblicke ſang Roger von Martroy die letzte Note. Solange ſpielte das Ritornell des Liedes.

Die Thür that ſich auf. Es kamen neue Gäſte, die aber wegen der Muſik nicht gemeldet wurden.

Fernand und Robert von Galleran erſchienen im Salon.

Solange ſah die beiden Ankommenden in dem Spiegel, der hinter dem Piano hing; ihre Finger hörten plötzlich auf, die Taſten zu berühren, und ihr ſchönes Geſicht drückte tiefes Erſtaunen aus.

»Geben Sie mir meinen Brief zurück,« ſagte ſie, ſich raſch zu dem Chevalier umwendend.

Roger ſah die beiden neuen Gäſte an. Er hätte einen flüchtigen Blick auf die Adreſſe werfen können, aber er that es nicht.

»Mademoiſelle,« ſagte er leiſe, indem er Solange den Arm bot, um ſie wieder an ihren Platz zu führen. »Sie bleiben im Beſitz Ihres Geheimniſſes.«

Digitized by Google

XIII.

Zwei andere Briefe.

Als der Chevalier von Martroy die Pianospielerin an ihren Platz zwischen Irene und der Gräfin von Morges zurückführte, berührte die Marquise seinen Arm.

»Sie sind gar nicht neugierig, Chevalier,« sagte sie so laut, daß Solange es hören konnte; »ich würde wenigstens die Adresse gelesen haben.«

»Ich weiß nicht was Sie meinen, Madame,« erwiederte der Chevalier ernst.

»Gott sey Dank!« sagte Asträa lachend, »Sie sind der edelste, biederste Mann, den Mademoiselle Beauvais kennt ... Sie haben ihr Geheimniß unversehrt gelassen, bis auf den kleinen Theil, den ich im Fluge davon erhascht habe. — Herr Fernand,« setzte sie laut hinzu, »Mademoiselle Beauvais hat Sie diesen Abend nicht erwartet, denn sie hatte sich die Mühe genommen, Ihnen zu schreiben.«

Fernand, der eben mitten in den Salon kam, küßte ihr die Hand und antwortete:

»Dann regnet es ja Briefe diesen Abend. Ich habe einen an Sie und Herr von Galleran hat einen andern an Madame Sulpice zu übergeben.«

Er verneigte sich von weitem gegen Irene, die den Gruß kalt erwiederte.

Die Wangen der jungen Frau hatten sich geröthet, als

Digitized by Google

Robert von Galleran im Salon erſchienen war. Der Anblick Fernands hatte auf Antoinette von Morges einen ähnlichen Eindruck gemacht. Solange Beauvais ſchien ebenfalls nicht ganz unbefangen zu bleiben; ihre Augenlider zuckten eine kleine Weile, als ob eine Thräne unter ihnen gebrannt hätte, aber ſie ſchlug ihre großen ſchwarzen Augen wieder auf und ihr ſtolzer Blick fiel auf die Marquiſe.

Irene ſagte leiſe zu ihr: »Faſſen Sie Muth! Sie ſind zwiſchen zwei Schweſtern.«

»Wer ſind die beiden jungen Leute?« fragte der Trüffelkönig die Gräfin von Morges.

Die Gräfin ſagte ihm ihre Namen.

»So!« erwiederte der Bausbackige; »es ſind alſo anſtändige Leute?«

»Allerdings . . . Herr von Galleran iſt ein Edelmann . . . Sein Begleiter iſt ein geiſtreicher junger Mann, über welchen gewiſſe Gerüchte im Umlauf ſind . . .«

»Was für Gerüchte?«

»Lieber Herzog,« antwortete die Gräfin, die einen Verſuch machte zu erröthen, »verſchonen Sie mich mit der Wiederholung dieſer Gerüchte. Wenn man alle Erfindungen der Läſterzungen wiedererzählen müßte . . . Aber da kommen ſie Beide, um ſich Ihnen vorzuſtellen.«

Der Trüffelkönig ſtand auf; ſein ganzes Benehmen verrieth eine große Befangenheit. Es war ihm noch nicht gelungen, die ganz gewöhnliche Unbefangenheit, die keinem Menſchen fehlt, ſich anzueignen. Sein Herz pochte, wenn er Jemand in ſeinen Salon kommen ſah; und wenn er ſich mit Senſitive unterhalten ſollte, kam er vollends in große Verlegenheit!

Gern hätte er die Gräfin von Morges gefragt: Was

Digitized by Google

ſoll ich den beiden jungen Leuten ſagen? aber er getraute ſich nicht.

»Wir haben gehört, Herr Herzog, daß Sie ſich hier befinden,« ſagte Galleran, »und wollten nicht weiter reiſen, ohne Ihnen unſere Aufwartung zu machen.«

»Ja, ja,« ſtammelte der bausbackige Roſtan mit ſeinem kindiſchen Lächeln, »ich befinde mich hier . . . Wir haben im vollen Regen eine Spazirfahrt gemacht . . . Sind Sie naß geworden, meine Herren?«

»Ja wohl, ganz durchnäßt,« antwortete Fernand; »wir waren zu Pferde.«

»Gut, gut . . . das freut mich,« ſagte der Trüffelkönig. »Meine Herren, ich bin ſehr vergnügt, weil wir nächſtens ein Roſenmädchen bekränzen werden.«

Er nahm ſeinen Platz wieder ein.

»Und dann,« ſetzte er, ſich die Hände reibend, hinzu, »die Schlüſſel des Schloſſes auf einem goldenen . . . oder wenigſtens auf einem vergoldeten Teller . . . Wir werden uns köſtlich unterhalten . . . Es iſt eine Idee der Frau Gräfin.«

»Die Frau Gräfin hat nur ſchöne Ideen,« ſagte Fernand, der die Gräfin mit ſeinem anmuthigſten Lächeln anſah.

Er verneigte ſich und ging mit Galleran weiter.

»Lieber Herzog,« ſagte die Gräfin, als ſie ſich einige Schritte entfernt hatten, »Sie waren ſoeben höchſt liebenswürdig.«

»Wirklich! . . . Iſt das Ihr Ernſt?« fragte der bausbackige Schwachkopf.

»Ich habe viele vornehme Herren geſehen,« erwiederte Frau von Morges, »aber noch nie ein ſo vollkommenes Bild des echten Cavaliers, wie Sie.«

Digitized by Google

Der Trüffelkönig hatte nicht Zeit, ſeiner Freude freien Lauf zu laſſen. Er war genöthigt, ſich raſch umzuſehen, weil er eine Hand auf ſeiner Schulter fühlte.

»Liebe Couſine,« ſagte er zu der Marquiſe Aſträa, die hinter ſeinem Fauteuil ſtand, »Sie haben uns dieſen Abend im Stich gelaſſen.«

»Sie ſchienen von Ihrer Umgebung zu ſehr entzückt zu ſeyn,« antwortete Aſträa mit einiger Bitterkeit, »als daß Sie mich vermißt hätten . . . Doch ich will Ihnen keine Vorwürfe machen . . . Sehen Sie den jungen Mann dort an.«

Sie deutete mit dem Finger auf Fernand, der die Landsknechtſpieler mit einem warmen Händedruck begrüßte.

»Ich habe ihn geſehen,« antwortete der Trüffelkönig, »und die Gräfin findet, daß ich ſehr liebenswürdig gegen ihn geweſen bin.«

»Haben Sie ſein Geſicht genau angeſehen?«

»Nicht ſehr genau . . . er ſcheint etwas leichtfertig zu ſeyn . . .«

»Seine Geſichtszüge ſind überaus zart . . . Man ſieht es ihm an, daß edles Blut in ſeinen Adern fließt.«

»Edles Blut!« wiederholte der Gimpel; »ja, richtig, edles Blut! . . . Das ſieht man auf den erſten Blick.«

»Sehen Sie ihn recht genau an.«

Die Marquiſe hatte ſich bis zu ſeinem Ohr geneigt, um ihm das zu ſagen. Die Gräfin durfte ſich trotz ihrer Neugier nicht nähern, der Anſtand gebot ihr ſogar, ſich abzuwenden.

»Warum ſoll ich ihn ſo genau anſehen?« fragte der Trüffelkönig, der ſchon in Verlegenheit war.

Die Marquiſe flüſterte ihm einige Worte zu. Der Trüffelkönig ſchien ganz betroffen.

»Iſt es möglich!« ſagte er.

Digitized by Google

»Still!« unterbrach ihn Aſträa, die ihm einen Finger auf den Mund hielt. »Sie ſehen, daß ich Wort halte, wenn ich etwas verſpreche.«

»Führen Sie ihn zu mir,« erwiederte der Trüffelkönig; »ich will mit ihm ſprechen.«

Aſträa lächelte.

»Sie müſſen bedenken,« ſagte ſie, »daß er ſelbſt gar keine Ahnung davon hat . . . Wir ſind dem jungen Mädchen auf der Spur . . . verlaſſen Sie ſich nur auf mich, ich werde Alles nach Ihrem Wunſche zu Ende führen.«

Sie blinzte mit den Augen, als ob ſie einem Kinde eine Freude verſprochen hätte, und wollte ſich entfernen.

»Hören Sie,« ſagte der Trüffelkönig, indem er ſie am Kleide zurückhielt; »es wäre doch ſchön, wenn ſich die Kleine früh genug wiederfände, um Roſenmädchen zu werden! . . .«

Das Erſcheinen Fernands und Galleran's hatte im Salon des Trüffelkönigs mehr Aufſehen gemacht, als von der perſönlichen Wichtigkeit der beiden jungen Leute zu erwarten war. Dies kam wahrſcheinlich daher, daß man auf dem Lande war. Fernand hatte kein Geld und Galleran hatte das ſeinige verthan. Sie gehörten Beide dem Trinkerclub an, dem ſie jedoch, wenigſtens als Bachusdiener, keine große Ehre machten. Senſitive bot den beiden neuen Gäſten — nicht die Hand, ſondern einen Finger und fragte ſie, ob das Erſcheinen der »Farnkrautblätter« in Paris einigen Effect mache. So war die letzte Sammlung des großen Phantaſiencomponiſten Haridel betitelt. Galleran und Fernand mußten zu ihrer Beſchämung geſtehen, daß ſie von den »Farnkrautblättern« gar nichts wußten.

»Was macht die Börſe?« rief ihnen Potel, der Chef des Hauſes Potel und Gambard, von weitem zu.

Digitized by Google

Die Andern fragten: »Sie kommen von Paris? Was gibt's Neues in Paris?«

»Man hat bei dem Marſchall furchtbar hoch geſpielt,« ſagte Galleran, indem er ringsum die entgegengeſtreckten Hände drückte. »Ein monſtröſes Treize! . . . Morgibert hat ſechzigtauſend Francs verloren.«

»Auf Ehrenwort?« fragte Pomard haſtig.

»Ja, auf Ehrenwort.«

»Ich bedaure den Gewinner.«

Der große Roſtan ſchlüpfte hinter der Gräfin von Morges hindurch und ſetzte ſich zwiſchen Solange und Antoinette.

»Guten Abend, meine holden Engel,« ſagte er mit väterlich wohlwollendem Tone; »wird dieſen Abend nicht eine kleine Polka zu Stande kommen? Ich ſehe die jungen Mädchen gern tanzen . . . Sie werden bald unter die Haube kommen, liebe Antoinette.«

Plötzlich wandte er ſich zu Solange Beauvais, die in Gedanken verſunken war.

»Wir, mein ſchönes Kind,« ſagte er, ſeinen frechen Blick auf ſie richtend, »wir ſind nicht gut aufgelegt, wie es ſcheint.«

»Wir! . . .« wiederholte Solange, die ſich beleidigt von ihm abwendete.

Franz Roſtan erwiederte mit fauniſchem Lächeln, das den Verführern im goldenen Hauſe ſo gut anſteht, wie dem Krautjunker Don Juan:

»Nun, ich hoffe, wir würden uns ſchon verſtehen, mein ſchönes Kind . . . Für jetzt iſt es nur eine Redensart . . . Wir heißt ſo viel als Sie . . .«

»Und was berechtigt Sie? . . .« begann Solange.

»Zu der Vermuthung, daß Sie nicht gut aufgelegt

Digitized by Google

ſind?« fiel ihr der große Roſtan ins Wort. »Ich will es Ihnen ſagen, mein ſchönes Kind . . . die Marquiſe hat mir etwas im Vertrauen geſagt . . . ſie weiß gewiſſe Dinge . . . und Sie gefallen ihr nicht.«

Solange gab keine Antwort; Franz Roſtan faßte ihre Hand.

»Hören Sie, mein Kind,« fuhr er fort. »Die Marquiſe iſt eine kluge, energiſche Frau; ſie iſt bitterböſe, wenn ſie haßt. Ich warne Sie in aller Freundſchaft, Sie ſind verloren, wenn Sie keinen Beſchützer haben . . . Haben Sie einen Beſchützer?«

Solange lächelte wehmüthig.

»Ich verſtehe Sie,« ſagte Franz. »Mit mir braucht man's nicht ſo genau zu nehmen . . . nicht wahr? Sie haben wohl Jemand, der Sie in Schutz nehmen könnte, aber Sie können ſich auf ihn nicht verlaſſen . . . War der Brief an dieſen Jemand?«

»Mein Herr,« ſagte Solange beleidigt.

»O, mir iſt es ganz egal,« fuhr der große Roſtan fort und nahm von dem Credenzteller wieder ein Glas Punſch. »Iſt Ihnen gefällig? . . . Nein? . . . Der Brief iſt mir ganz gleichgiltig . . . Aber wenn Sie Vertrauen zu mir haben wollen . . . Sie verſtehen mich? . . . O, mein Gott! ich bin die Discretion ſelbſt. Für Sie würde ich Alles thun . . . Poetiſche Liebeserklärungen und überhimmliſche Verzuckungen dürfen Sie von mir nicht erwarten; ich ſage rund heraus wie ich's meine . . . Wenn Sie alſo Vertrauen zu mir haben wollen, ſo halte ich der Marquiſe den Daumen auf's Auge . . . Sie verſtehen mich?«

Solange gab keine Antwort, ſie ſchien tief in Gedanken verſunken.

Sie antwortet nicht, dachte der große Roſtan; es iſt

Digitized by Google

indeß ganz klar . . . Wer schweigt, willigt ein . . . Ich kenne die Geographie der Corridors und werde den bereits erwähnten Vortheil zu benützen wissen.

Er lief dem Credenzteller nach und eroberte wieder ein Glas Punsch.

Fernand redete Solange an.

»Mademoiselle,« sagte er, »muß ich glauben . . .«

»Die Marquise hat sich geirrt,« unterbrach ihn Solange, die nicht im mindesten betroffen schien.

Sie gab Robert, der hinter Fernand vorüberging, einen kaum bemerkbaren Wink. Roberts Augen leuchteten; aber er ging weiter, um sich Irene zu nähern. Solange lehnte sich auf ihrem Sessel zurück und wartete.

Fernand, der sich unterdessen entfernt hatte, begrüßte Antoinette von Morges.

»Ich wußte, daß Sie hier sind,« sagte er rasch und sehr leise; »ich habe dreißig Lieues im vollen Regen zu Pferde gemacht, um Sie einige Minuten zu sehen.«

»Was! auch Antoinette!« sagte hinter ihm die Marquise.

»Liebes Kind,« setzte sie, Antoinette anredend, hinzu, »Ihre Mutter sucht Sie . . . haben Sie Lust, Rosenmädchen zu werden?«

Antoinette wurde feuerroth; sie wollte zu ihrer Mutter, die gar nicht nach ihr gefragt hatte.

Die Marquise faßte Fernand beim Arme.

»Lieber Leicester,« sagte sie, einen scherzhaften Ton anstimmend, »welche von Beiden ist Amy Robhart?«

Fernand küßte ihr die Hand.

»Elisabeth war rothblond,« erwiederte er und verbarg seinen Aerger hinter dem weibischen Lächeln, das wir bereits

Digitized by Google

an ihm beobachtet haben; »Ihr Dudley konnte ſie verrathen . . . aber Sie, Marquiſe, haben keine Nebenbuhlerin.«

»Welche iſt's?« wiederholte die Marquiſe, die ſeinen Arm noch ſtärker drückte.

»Keine von Beiden, auf mein Wort!« erwiederte Fernand.

»Wenn das iſt,« ſagte die Marquiſe, ſeinen Arm loslaſſend, »ſo werde ich mich mit allen Beiden beſchäftigen. — Wo wohnt Herr von Galleran?«

»In demſelben Hauſe wie ich.«

»In welchem Stocke?«

»In demſelben Stocke.«

»Iſt Mademoiſelle Beauvais . . .« begann die Marquiſe; aber ſie hielt plötzlich inne. Robert von Galleran ſprach mit Irene und ſeine Befangenheit war auf den erſten Blick zu bemerken. — »Was bedeutet das?« ſagte Aſträa.

»Nicht viel,« erwiederte der Blonde. »Robert fürchtet Sulpice . . . Apropos, wir haben uns entzweit.«

»Herr von Galleran, und Sie?«

»Wir ſind Todfeinde!«

»Und der Doctor?«

»Der Doctor iſt die Urſache unſeres Zerwürfniſſes. Sulpice hat ihm wirklich einen Brief an Irene mitgegeben . . . Es wird irgend ein Complott geſchmiedet, und wenn Sie ſich nicht beeilen, ſo verlieren Sie die Partie.«

»Ich verliere keine Zeit, ſchöner Page . . . Was bringen Sie Neues?«

Fernand zog einen Brief aus der Taſche und überreichte ihn der Marquiſe.

»Dieſen Brief hat ein Bote von Rambouillet gebracht,«

Digitized by Google

ſagte er; »ich glaubte die Handſchrift Durand's de Lapierre zu erkennen.«

Die Marquiſe erbrach haſtig das Siegel.

»Wahrhaftig!« ſagte ſie, »es geht Alles gut! . . . Jetzt müſſen Sie auf Ihrer Hut ſeyn, Fernand; es iſt nicht der Augenblick, ſich mit mir zu entzweien . . . Merken Sie ſich das!«

Fernand getraute ſich nicht mehr das Fräulein von Morges anzuſehen. Er ſtammelte einige nichtsſagende Worte. Die Marquiſe las den Brief noch einmal.

»Sie haben recht gerathen,« ſagte ſie, »der Brief iſt von Lapierre. Wir haben nicht nur die beiden Kleinen, ſondern auch einen glaubwürdigen Zeugen . . . Fernand, jetzt können wir über alle dieſe Angelegenheiten nicht reden, am wenigſten hier. Es iſt jedoch nothwendig, daß wir ausführlich darüber reden . . . Sie ſind hier der Held eines Feenmärchens, ſchöner Page! Dieſe Nacht werde ich hinausgehen; Sie werden mich auf dem Raſenplatz vor dem Gitterthor finden.«

»Madame,« erwiederte Fernand, »ich bin mit den Ortsverhältniſſen nicht recht bekannt . . .«

»Statt in Ihr Gaſthaus zurückzukehren, bleiben Sie im Park und ſuchen Sie einen großen Heuſchober, der links an der Wieſe ſteht. Dort werden Sie mich finden.«

Sie entfernte ſich. Der Blonde wiſchte ſich einige Schweißtropfen von der Stirn.

»Ein Feenmärchen!« dachte er. »Ich glaubte dem Ziel nicht ſo nahe zu ſeyn . . . Robert iſt ein Schafskopf: er hat ſeine zehn Procent zum Fenſter hinaus geworfen!«

Als er ſich umſah, waren Antoinettens Augen auf ihn gerichtet. Sie wandte ſich ſchnell ab und ihr Blick fiel auf

Digitized by Google

Roger von Martroy, der sie ansah. Sie erschrak und schlug verlegen die Augen nieder.

»Gut! gut!« dachte Fernand; »den tugendhaften Amadis lassen wir bis zum Ende der Welt seufzen . . . Ach! wenn ich frei wäre wie er, würde ich diesen Abend nicht müßig die Hände in den Schooß legen. Sie ist zum Entzücken schön; ich liebe sie, daß ich den Verstand — aber nicht die Millionen des Trüffelkönigs darüber verlieren könnte . . . Diable! die Marquise könnte mich wegen eines unbewachten Blicks im Stiche lassen. Ich muß meine Augen unter strenger Controlle halten . . . Ich habe dem lieben Mädchen ein paar Worte zugesteckt, das ist genug.«

»Machen Sie auch Verse, Fernand?« fragte der Poet Sensitive.

Fernand lachte und nahm seinen Arm.

»Selbstgespräche,« sagte er, »kann man wohl in Prosa halten.«

»Wenn Sie kein Dichter sind, Theuerster, so sind Sie gewiß verliebt . . . Ich habe diese Idee in der achten Stanze meiner »Tönenden Wogen« ziemlich treffend ausgedrückt:

»Der Liebende, der Dichter gleichen sich:
Sie sprechen Beide mit dem eigenen Ich,
Und seufzen unter dem Tyrannenjoch
Der Weiberlaunen und der spröden Reime.«

Der letzte Vers wurde von einer Carambolage zermalmt. Fernand und Sensitive waren ins Billardzimmer getreten.

Die Marquise hatte sich dem Trüffelkönig genähert und sagte zu ihm:

Digitized by Google

»Lieber Herzog, Sie haben an ihm schon einen Sohn gefunden. Ich habe nie eine solche Sympathie gesehen. Er hätte sich in Ihre Arme gestürzt, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte.«

»In dem Stücke, das ich gesehen habe,« antwortete der Trüffelkönig, »wurde das Rosenmädchen von einem Amtmann bekränzt. Glauben Sie, daß ich, ohne Amtmann zu seyn, ein Rosenmädchen bekränzen kann?«

»Es gibt keine Amtmänner mehr,« sagte die Gräfin von Morges.

»Ja, es ist wahr,« sagte der Bausbackige. »An wen habe ich mich zu wenden, um Bürgermeister von Maintenon zu werden?«

Die Marquise machte ein finsteres Gesicht.

»Ich habe Sie wohl verstanden, schöne Feindin,« sagte der Trüffelkönig einlenkend. »Ich freue mich sehr über Ihre Mittheilung . . . Der junge Mensch sieht sanft und bescheiden aus, das gefällt mir . . . Es ist nur fatal, daß er nicht Rosenmädchen werden kann . . .«

An derselben Stelle, wo Franz Rostan und Asträa eben mit einander gesprochen hatten, redete Galleran Irene an. Während er sie ehrerbietig begrüßte, sagte sie zu ihm:

»Ich glaubte nicht, Sie so bald wieder zu sehen.«

»Auch ich gestehe, Madame,« erwiederte Robert, »daß ich es nicht hoffte.«

Irene nahm den Brief, den er ihr überreichte.

»Von meinem Manne!« sagte sie mit einigem Erstaunen.

Galleran schwieg, Irene las den Brief.

Digitized by Google

Als ſie ihn zu Ende geleſen hatte, ſah ſie Robert ſehr erſtaunt an.

»Sie!« ſagte Irene, »Sie! . . .«

»Ich will Ihnen erklären . . .« begann Galleran.

Aber Irene fiel ihm ins Wort: »Wir haben jetzt keine Zeit. Mein Mann hat Sie gewählt, und dies beweiſt, daß Sie ſein Vertrauen beſitzen. Das Uebrige iſt Nebenſache.«

»Ich habe ſein Vertrauen nicht verdient, Madame, aber ich kann nicht gegen ihn auftreten.«

Irene reichte ihm den offenen Brief, der nur folgende Worte enthielt:

»Theuerſte! Dieſe Zeilen wird Dir der Mann überreichen, von deſſen Ankunft ich Dich in Kenntniß geſetzt hatte. Benutze ihn zu dem bewußten Zwecke.«

»Der Mann,« ſetzte ſie hinzu, »auf deſſen Ankunft mein Gatte mich vorbereitet hatte, war ein zuverläſſiger, dienſtfertiger Mann, der zu Allem bereit ſey . . . Wenn Sulpice ſo von einem Menſchen ſpricht . . . Herr von Galleran,« ſagte ſie, ſich unterbrechend, »Sie müſſen mir in der That eine Erklärung geben . . . Zuvörderſt werde ich Ihnen alle meine Weiſungen geben, da Sie einmal dieſe Gehorſamsrolle übernommen haben . . . Mit meinen Weiſungen hat es größere Eile, als mit Ihren Erklärungen . . . obgleich es ſich um eine ſehr theure und ſehr unglückliche Perſon handelt . . .«

Sie warf einen flüchtigen Blick auf Solange Beauvais, welche ſie Beide forſchend und unruhig betrachtete. — Irene konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

»Es wäre mir lieber geweſen,« ſagte ſie, »wenn ein Anderer gekommen wäre!«

Sie ſtand raſch auf und ſetzte hinzu: »Man beobachtet

Digitized by Google

uns, Herr von Galleran. Ich habe zu ausführlich mit Ihnen zu reden, um das Gespräch hier anzufangen . . . Um Mitternacht will ich hinuntergehen auf den Rasenplatz vor dem Gitterthor . . . Gehen Sie nicht nach Maintenon zurück, sondern bleiben Sie auf der Wiese. Sie werden mich bei dem großen Heuschober finden, den Sie gewiß bemerkt haben . . . Auf Wiedersehen!«

Sie ging wieder zu Solange, die leise einige Fragen an sie richtete. — Statt ihr zu antworten, drückte sie ihr einen Kuß auf die Stirn.

Gegen halb zwölf Uhr Abends waren alle Bewohner des Schlosses Morges im Bett. Der Trüffelkönig war ein leidenschaftlicher Freund des Schlafes. Dies war aber der einzige Exceß des vermeintlichen Prassers.

Ein Mann, der eine kurze Jacke und eine Mütze trug, kam leise die große Treppe herunter. Auf der Hausflur brannte noch eine Lampe. Unter dem Schirm der Mütze war das gebräunte, stark geröthete Gesicht des großen Rostan zu erkennen.

Er öffnete die in den großen Hof führende Thür und zog ein Stück Pastete aus der Tasche.

»Mastoc!« sagte er leise; »ich bin's . . . Hieher, mein Hund . . . Komm her, Mastoc!«

Von der Hütte des Hundes, der den beiden kleinen Wanderern in ihrem Heuschober einen so großen Schrecken eingejagt hatte, hörte man ein Knurren.

Der große Rostan wandte sich zu der Façade des Schlosses. Mehre Lichter schimmerten noch an den Fenstern der Schlafzimmer.

Digitized by Google

»Die Leiter wird lang genug seyn,« sagte er für sich.

Er ging auf die Hundehütte zu und begann wieder den Schloßwächter zu locken.

»Mastoc! komm her zu mir . . . Ich bin's . . . Bist mein guter Hund . . . Komm her, Mastoc!«

Das schöne große Thier kam aus seiner Hütte hervor und ging langsam und auf einem Umwege in der Richtung fort, wo er die lockende Stimme hörte und die noch lockendere Pastete witterte. Wer den Hund nicht kannte, hätte ihn im Dunkeln für einen Bären halten können. Franz Rostan warf ihm ein Stück Pastete zu, welches Mastoc wie eine Pille verschlang.

Als der Hund die leckere Speise gekostet hatte, legte er sich zu den Füßen des Versuchers nieder. Franz ging nun wieder zur Außentreppe des Schlosses zurück und ließ, den Hund immerfort lockend, von Zeit zu Zeit ein Stückchen Pastete fallen. Mastoc folgte ihm auf dem Fuße.

Als der große Rostan oben auf der Freitreppe war warf er den Ueberrest der Lockspeise in die Vorhalle. Mastoc war unschlüssig; er war gewöhnt worden, nie die Schwelle des Schlosses zu überschreiten. Rostan faßte ihn beim Halsband und zog ihn in die Thür, die er hinter ihm schloß.

Digitized by Google

XIV.

Nachtabenteuer.

In dieſer Nacht waren alle Zimmer des Schloſſes Morges beſetzt. Mit Ausnahme Fernands und Galleran's, die den Wunſch geäußert hatten nach Maintenon zurückzukehren, beherbergte der Trüffelkönig ſeine Gäſte. An Platz fehlte es nicht, das Haus war groß und zweckmäßig eingerichtet. Die Gräfin von Morges hatte die Sorge übernommen die Gäſte unterzubringen. Jedermann war zufrieden.

Die »Familie« des Trüffelkönigs wohnte neben ihm im rechten Flügel des Schloſſes. Sein Schlafzimmer befand ſich am äußerſten Ende des Mittelgebäudes und ſtieß an den rechten Flügel. Dann kam die Wohnung des Marquis und der Marquiſe, deren Fenſter nach dem Garten hinaus gingen. Die Zimmer Irenens und Solange's hatten die Ausſicht auf den Hof. Der Graf und die Gräfin von Morges bewohnten das äußerſte Ende des Flügels. Antoinettens Zimmer war auf der Hofſeite. Pomard bewohnte mit ſeiner Frau ein Zimmer am Giebelende des Schloſſes, mit der Ausſicht auf den Park.

Dieſer Theil des Schloſſes war mit einer Terraſſe umgeben, die bis an den erſten Stock hinaufging und ſich bis an das Mittelgebäude erſtreckte. Am linken Flügel war eine ganz gleiche Terraſſe.

Dort ruhten Senſitive und der Baron Potel, Aſſocié des obſcuren Gambard. Wir wollen den Poeten, dem die

Digitized by Google

Welt die lieblichen »Windglöckchen« und das zarte »Immergrün« verdankt, in seinen süßen Träumen nicht stören; wir wollen auch den Baron Potel, den immerwährenden Bewerber um den großen Liederlichkeitspreis, und den Notar Mancelet, der das Testament des Trüffelkönigs machen soll, sammt allen Whist-, Landsknecht- und Billardspielern ruhig schlafen lassen.

Der Trüffelkönig hatte, beiläufig gesagt, den Notar kommen lassen, aber mit dem Testament schien's ihm noch kein rechter Ernst zu seyn.

Die Bewohner des linken Flügels lassen wir also ruhig schnarchen, und wenden uns zu dem rechten, dem »Familienflügel,« unter welchem die leere Hütte des sonst so gewissenhaften Mastoc Zeugniß gab von den lichtscheuen Anschlägen des großen Rostan.

Mastoc war ein Hund von schöner Race und sehr wachsam, aber er fraß gern Pastete. Jeden Abend wurde er von der Kette losgemacht, um auf dem Hofe frei patrouilliren zu können. Bis dahin hatte Mastoc gewissenhaft seine Pflicht gethan. Aber der große Rostan wußte, wie man das Gewissen der Hunde besticht. Vormals, als er an der Nordküste der Bretagne die Rolle Robert des Teufels spielte, hatte er immer einen Leckerbissen in der Tasche, um die Hofhunde zu ködern. Der große Rostan setzte in die Ehrenhaftigkeit des Hundegeschlechts kein großes Vertrauen; er meinte, der charakterfesteste Bulldog könne einem Stück Cervelatwurst nicht widerstehen.

Er pflegte eine keineswegs schmeichelhafte Aeußerung über die Damen hinzuzusetzen. Der große Rostan war ein Lovelace, der seiner Zunge keinen Zaum anlegte.

Von dem Quacksalber Jean Touril hatte er Laudanum-

Digitized by Google

pillen bekommen, die er in das Backwerk steckte. Mit dieser Kriegslist hatte sich der große Rostan auf alle Meierhöfe der Umgegend von Matignon geschlichen, ohne die Bauern im Schlaf zu stören.

Als er den bethörten Mastoc in die Vorhalle gezogen hatte, streichelte er ihn und gab ihm den Rest seiner Pastete. Mastoc ließ sich's wohl schmecken, dann legte er sich nieder. Der große Rostan wartete. Nach zehn Minuten rief er den Hund, der sich aber nicht rührte. Um seiner Sache gewiß zu seyn, gab er ihm einen derben Fußtritt. Mastoc knurrte leise, blieb aber ruhig liegen. Der große Rostan fing an zu lachen, er erinnerte sich an seine Jugend.

»Jetzt zur Leiter!« flüsterte er.

Als er eben wieder aus der Thür treten wollte, hörte er ein leises Geräusch auf der Treppe. Er löschte rasch sein Licht aus. Das Geräusch kam näher, leise, schüchterne Fußtritte kamen die Treppe herunter.

Die Vorhalle hatte, wie gewöhnlich, zwei Thüren; die eine, durch welche Franz mit dem Hunde gekommen war, führte auf den Hof, die andere, auf der entgegengesetzten Seite, in den Blumengarten. Die Letztere war eine Glasthür. Franz sah, daß man versäumt hatte, die äußere Thür zu schließen. Eine weibliche Gestalt erschien im Dunkeln unten an der Treppe. Sie schien einen Augenblick unschlüssig zu seyn, dann ging sie auf die Gartenthür zu. Franz Rostan wartete, bis sie den Schlüssel gedreht hatte; als sie die Thür öffnete, verließ er leise seinen Platz, um ihr nachzugehen.

Aber in demselben Augenblicke erschien eine andere Gestalt in der Vorhalle und ging, leicht wie ein Vogel, auf die Hofthür zu. Franz schwankte eine kleine Weile. Es war zu

Digitized by Google

viel. Inzwiſchen hatte die zweite Erſcheinung den großen Riegel der Hauptthür zurückgeſchoben.

»Eine wenigſtens werde ich nehmen!« dachte der große Roſtan.

Mit einem Sprunge erreichte er die Gartenthür. Das weibliche Geſpenſt ließ einen leiſen Schrei hören, ſchlug die Thür zu und entfloh. Franz Roſtan wandte ſich zu der zweiten Erſcheinung. Ihr leichtes Gewand flatterte ſchon im Winde auf der Freitreppe des Hofes. Der Angſtruf der erſten hatte ihr ebenfalls einen Schrei entlockt und Franz verlor ſie in der dunkeln Nacht, wie er die andere verloren hatte.

Wir kennen die Sittenloſigkeit des großen Roſtan; wir wiſſen auch, in welchem Verhältniß er zu ſeiner Tochter ſtand. Es iſt gewiß, daß ſich das Vatergefühl, trotz allen Verirrungen, nie ganz verläugnet; es iſt auch keinem Zweifel unterworfen, daß das Vatergefühl unzertrennlich verbunden iſt mit Ehrgefühl. Wir können uns daher nicht wundern, daß dem großen Roſtan ganz unheimlich zu Muthe wurde, als er in einer der weiblichen Geſtalten, die auf nächtliche Abenteuer ausgingen, ſeine Tochter Irene zu erkennen glaubte.

Aber die Nacht war ſo finſter! Die Gemüthsbewegung Roſtans dauerte nicht lange. Er ſuchte zu errathen wer die Andere ſey.

»Ich habe zwei Haſen auf einmal gejagt,« ſagte er zu ſich, indem er in den Garten ging. »Die erſte wäre mir gewiß nicht entgangen, wenn ich Jagd auf ſie gemacht hätte! . . . Maſtoc ſchläft wie ein Murmelthier . . . Ohne meine Paſtete hätte er wenigſtens eine der beiden Schönen gebiſſen!«

Im Garten war nichts zu ſehen noch zu hören. Einige Fenſter des Schloſſes waren noch hell. Franz Roſtan erkannte die Nachtlampe des Trüffelkönigs und ſagte:

Digitized by Google

»Der arme Tropf! warum iſt er uns auf ſeinem Lebenswege begegnet! . . . Wenn der alte Narr ewig leben will, braucht er nur ſein Teſtament nicht zu machen . . . Das iſt ein ganz leichtes Mittel.«

Als der große Roſtan wieder in die Vorhalle kam, glaubte er oben im Hauſe wieder Fußtritte zu hören. Er ſchloß die Thür und lauſchte. Das Geräuſch hatte aufgehört. Er dachte: die Ohren klingen mir jetzt oft.

Er drückte auf die Feder ſeiner Repetiruhr. Es ſchlug halb eins.

»Jetzt ans Werk!« ſagte Franz Roſtan und ging aus der Hofthür.

Die Terraſſe am rechten Flügel war breit und mit einem ſchönen Geländer umgeben. Im Sommer war ſie mit Orangen- und Granatbäumen beſetzt; aber es war ſchon Herbſt und die Bäume waren bereits wieder in der Orangerie. Die Terraſſe war leer. Roſtan ſah ſich auf dem Hofe um, ſtellte eine Leiter an die Terraſſe und begann hinaufzuſteigen. Auf den erſten Stufen ſtand er ſtill. Es war vielleicht eine Täuſchung ſeiner aufgeregten Sinne, aber als er hinaufſchaute, glaubte er eine auf das Geländer gelehnte Perſon zu ſehen. Zu gleicher Zeit hörte er leichte Fußtritte vor dem Gitterthor im Graſe, und bemerkte deutlich eine der weiblichen Geſtalten, die wie eine Sylphide über die Wieſe huſchte.

Es war wirklich eine unruhige Nacht. Die Sylphide beſchäftigte ſich wahrſcheinlich mit ihren eigenen Angelegenheiten und konnte den großen Roſtan nicht viel kümmern; aber das menſchliche Weſen, das oben auf der Terraſſe Schildwache ſtand, konnte ihm wohl ein Hinderniß in den Weg legen. Franz ſtieg noch einige Stufen hinauf und ſchaute — es war Niemand da!

Digitized by Google

Auf der leeren Terraſſe war keine Stelle, wo man ſich hätte verbergen können. Als Franz Roſtan das Geländer überſchritt, ſchwanden alle ſeine Beſorgniſſe.

Das erſte Fenſter gehörte dem Chevalier Roger von Martroy; es war geſchloſſen. Das zweite, welches ebenfalls geſchloſſen war, gehörte der Marquiſe und grenzte unmittelbar an Roſtan's Zimmer. Dann kamen die beiden Fenſter Irenens, dann das Zimmer Solange's. Alle ſchienen feſt geſchloſſen zu ſeyn.

Der große Roſtan hatte für dieſen Fall ſchon einen Plan.

Hinter den dichtverhängten Fenſtern Antoinettens von Morges ſah man den matten Schimmer einer Nachtlampe. Auch in den Zimmern der Marquiſe und Irenens war Licht, aber die herabgelaſſenen Vorhänge ließen keinen neugierigen Blick eindringen.

Der große Roſtan war auch nicht gekommen, um zu ſchauen. Er ging gerade auf das Fenſter des Fräuleins Solange Beauvais zu. Dieſes Fenſter war nebſt dem des Chevalier von Martroy das einzige unbeleuchtete. Er drückte ſich an die Wand und ſtreckte vorſichtig den Kopf vor. Er vermochte einen Schrei der Freude kaum zu unterdrücken, als er bemerkte, daß das Fenſter nur angelehnt war.

»Ich bin fürwahr ein Kind!« flüſterte er. »Die Kleine hat mich ganz närriſch gemacht . . . es iſt klar, daß ſie mich erwartet.«

Er bereute faſt, daß er nicht den geraden Weg durch den Corridor genommen hatte. Das Erſteigen der Terraſſe war eine ganz überflüſſige Mühe . . . und noch dazu das Einſchläfern des Hundes! Der große Roſtan ſchämte ſich; er

Digitized by Google

hatte ſich benommen wie ein Neuling, der ſich erſt die Sporen verdienen will.

Er griff in die Fenſteröffnung und hob leiſe und vorſichtig die Stange. Beide Fenſterflügel thaten ſich auf. Franz Roſtan ſtieg ungehindert in Solange's Zimmer.

Der große Roſtan war nicht mehr jung, aber noch immer der Don Juan von vormals. Er frohlockte über den vermeinten glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens. Solange war ja ſo ſchön!

»Das nenne ich fürwahr ein Glück!« dachte er. »Sie ſtellt ſich ſchlafend, aber ſie iſt ſo munter wie eine Maus ... So machen's die Mädchen! ... Dieſe hat wahrſcheinlich ſchon Liebesabenteuer beſtanden; aber es iſt ſchon lange, daß mir das Glück nicht ſo günſtig war.«

Er ſtieß an das Fußende des Bettes.

»Mein Engel,« flüſterte er, »Sie haben errathen, daß ich kommen würde?«

Keine Antwort.

»Mein Engel!« wiederholte er.

Er trat einen Schritt vor und griff auf die Decke. Er dachte: »Das heißt die Verſtellung etwas zu weit treiben ... aber die Mädchen thun gern ſpröde.«

Plötzlich ſtieg ihm das Blut ins Geſicht. Er fand das Bett leer. Er ſtieß einen derben Fluch aus, denn er dachte, Solange könne wohl eine der beiden Erſcheinungen ſeyn.

»Sie hat mich gefoppt!« murrte er; »ich bin in den April geſchickt, wie ein Schulknabe ... Ach! wenn man wüßte, daß ich dem Hofhunde Laudanum eingegeben habe!«

Drinker II. hatte eine Sturmleiter erſtiegen, um ein

Digitized by Google

leeres Bett zu erobern! Ein frischgemachtes Bett, dessen blendend weiße Tücher nicht eine einzige Falte hatten!

Aber wo war die schöne Solange Beauvais? das war dem großen Rostan ein Räthsel.

Er setzte sich auf das Bett und überließ sich seinen bittern Gedanken. Während er nachsann, bemerkte er einen schwachen Lichtschimmer, der unter der Thür hervordrang. Rostan stand sogleich auf. Die Thür war nur angelehnt; er öffnete sie und trat in den Gang. — Gegenüber war des Trüffelkönigs Schlafgemach, dessen Thür ebenfalls angelehnt war.

»Nicht möglich!« dachte er, »sollte sie wirklich bei dem bausbackigen Pagodengesicht seyn?«

Der Lichtschimmer, den der große Rostan unter der Thür gesehen hatte, kam aus der Wohnung des Trüffelkönigs. Die Neugier vertrieb seinen Aerger, und er hielt das Auge an das Schlüsselloch. Das Bett des Trüffelkönigs stand der Thür gerade gegenüber. Der große Rostan sah den mit einer respectabeln Nachtmütze bedeckten eiförmigen Kopf unter der Bettdecke hervorschauen. Der Trüffelkönig schlief. Neben ihm auf dem Nachttische stand ein Glas Wasser, in welches Solange Beauvais eben ein weißes Pulver schüttete.

Franz Rostan machte einen Sprung, als ob er durch eine Feder emporgeschnellt würde. Solange steckte das Papier, in welchem sich das weiße Pulver befunden, schnell in den Busen und eilte auf die Thür zu.

»Was gibt's?« fragte der Trüffelkönig erwachend.

Er erhielt keine Antwort. — Der große Rostan flüchtete sich durch Solange's Zimmer, und Solange eilte ihm nach.

»Es ist merkwürdig!« murmelte der Bausbackige,

Digitized by Google

»in den alten Schlöſſern glaubt man immer Geräuſch zu hören.«

Solange kam in ihr Zimmer, als Franz Roſtan eben wieder auf die Terraſſe ſprang. Ihr Herz pochte angeſtüm, aber ſie hatte den Muth, ebenfalls auf die Terraſſe hinaus zu eilen. Sie ſah einen Mann, der über das Geländer ſtieg. Sie rief: »Wer iſt da?« aber ſie erhielt keine Antwort.

Der Mann verſchwand. Solange errieth die Leiter und lief an das Geländer. Sie lehnte ſich über dasſelbe hinaus und bemerkte wirklich eine Leiter. Zwei Männer ſtiegen zugleich hinunter.

Der Erſte erwartete den Andern unten an der Leiter. Es wurden einige leiſe, raſche Worte gewechſelt, dann folgte ein Kampf, der nur zwei bis drei Secunden dauerte. Solange hörte einen dumpfen Schrei. Der eine der beiden Männer ſank auf das Steinpflaſter des Hofes nieder, der andere entfloh.

Solange blieb oben an dem Geländer ſtehen; ſie war mehr todt als lebendig. Bald hörte ſie unten in der dunkeln Tiefe matte Klagetöne. Solange war anfangs unſchlüſſig, aber ſie folgte dem Inſtinct ihres Mitleids; ſie ſtieg hinunter.

Auf dem Hofe lag ein Verwundeter, in ſeinem Blute ſchwimmend. Solange kniete neben ihm nieder und bückte ſich, um ſein Geſicht zu ſehen. Sie erkannte den Chevalier Roger von Martroy.

Der Mond, in der Mitte des letzten Viertels, war noch nicht aufgegangen, aber am öſtlichen Horizont zeigte ſich bereits ein röthlicher Schein. Die Sterne waren verſchwunden, der Himmel bewölkte ſich.

Digitized by Google

Chiffon und Loriot ſchliefen prächtig in ihren improviſirten Betten, aber ſie waren nicht mehr im ausſchließlichen Beſitz des Heuſchobers. Eine männliche und eine weibliche Geſtalt waren ſich um die Mitternachtſtunde einige Schritte von da auf der Wieſe begegnet. Nachdem ſie einige Minuten auf- und abgegangen waren, hatten ſie ſich kaum ſechs Schritte von der kleinen Chiffon und ihrem Freunde Loriot unter den Heuſchober geſetzt.

Das geheimnißvolle Paar hatte von dieſer Nachbarſchaft nicht die mindeſte Ahnung. Auch Loriot und Chiffon, die von Paris träumten, wurden durch dieſe Nachbarſchaft nicht geſtört.

Das war noch nicht Alles. Auf der andern Seite des Heuſchobers ſaß ein anderes Paar. Es waren ebenfalls ein Mann und ein Frauenzimmer, die um Mitternacht auf der Wieſe erſchienen waren.

Dieſes letzte Paar war ſtumm und lauſchte.

Die Marquiſe hatte ſich an den Heuſchober geſetzt; Fernand lag in halb knieender Stellung zu ihren Füßen.

»Ich — Sie nicht lieben!« ſagte er mit jenem leidenſchaftlichen Ausdruck, den ſich die einigermaßen talentvollen jungen Schauſpieler, welche Liebhaberrollen geben, ſehr bald aneignen. »Wen ſollte ich denn lieben? Sie ſind ja die ſchönſte, geiſtreichſte unter allen Frauen! Zweifeln Sie nicht an mir, ich beſchwöre Sie! Sie würden mich zu unglücklich machen! . . . Ich liebe Sie, und um es Ihnen zu beweiſen, möchte ich mein Leben für Sie hingeben . . .«

Aſträa faßte ſeine Hand und zog ihn an ſich.

»Ich möchte Ihnen ſo gern glauben, Fernand,« liſpelte ſie.

Die Lippen des Blonden berührten ihre ſchöne Stirn.

Digitized by Google

Sie faßte ihn mit beiden Händen beim Kopf und drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Aber gleich darauf stieß sie ihn von sich und sagte mit ganz verändertem Tone:

»Fernand, wir Beide sind verloren, wenn Sie es nicht aufrichtig mit mir meinen . . . Unterbrechen Sie mich nicht,« setzte sie hinzu, als sie sah, daß er den Mund aufthat, um zu sprechen. »Ich bin nicht mehr eifersüchtig auf Solange Beauvais . . . selbst wenn ich Ursache dazu hätte . . . Ich will glauben, daß Antoinette von Morges ein Gegenstand des Ehrgeizes für Sie ist . . . Ein schöner Ehrgeiz, in eine ruinirte Familie eintreten zu wollen! . . . Mich lieben Sie um meiner selbst willen, und ich belohne Sie, indem ich Ihnen mehr gebe, als Ihr bescheidener Ehrgeiz sich jemals hat träumen lassen!«

»Erklären Sie sich endlich einmal!« sagte Fernand ungeduldig; »Sie sprechen immer in Räthseln.«

»Ich will mich sogleich erklären,« erwiederte die Marquise, ich will Ihnen eine Frau geben, Fernand.«

»Mir eine Frau geben!« entgegnete der Blonde; »und Sie sagen, daß Sie mich lieben? . . . Darf ich fragen, welche Frau Sie mir bestimmen?«

»Die Frau, die ich Ihnen bestimme, bin — ich selbst!« antwortete Asträa leise.

Fernand war sehr betroffen.

Das andere Paar näherte sich leise, um besser zu hören.

»Sie!« wiederholte der Blonde; »bedenken Sie doch, daß der Marquis . . .«

»Ich bin frei, wie Sie wissen . . . Sagen Sie ja oder nein, ich gebe Ihnen keine Bedenkzeit!«

Digitized by Google

»Können Sie an meiner Antwort zweifeln, schöne Marquise? . . . ich möchte nur wissen. . . .«

Asträa fiel ihm wieder ins Wort.

»Der Herzog von Rostan,« sagte sie, »wird Sie zu seinem Erben einsetzen, wenn ich es will.«

Fernand legte die Hand auf sein Herz, das zu ungestüm pochte.

»Wissen Sie das gewiß?«

»In drei Tagen wird das Testament fertig seyn.«

»Der Herzog ist noch jung . . .«

Irene drückte den Arm Galleran's auf der andern Seite des Heuschobers.

»Wenn die Beiden fertig sind,« flüsterte sie ihm zu, »habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen . . . Hören Sie!«

Asträa antwortete dem Blonden:

»Ich bin in einem Alter, wo man nicht Zeit hat sich lange zu besinnen, wenn man das Leben noch genießen will. Ich verspreche Ihnen, daß Sie auf die Millionen des Herzogs nicht lange warten sollen.«

»Aber der Doctor Sulpice . . .« entgegnete Fernand.

»Hören Sie! hören Sie!« flüsterte Irene; »mir klingen die Ohren . . .«

»Diesen Morgen,« erwiederte die Marquise, »habe ich einen Mann gesehen. Morgen werde ich Ihnen sagen, was von ihm zu erwarten ist . . . Kurz, ich habe Jean Touril gesehen . . . Der Doctor Sulpice wird beseitigt . . .«

Irene wankte; sie wäre zu Boden gesunken, wenn Galleran sie nicht gehalten hätte.

Fernand war unschlüssig.

»Gut, ich bin der Ihrige,« sagte er endlich, weil er

Digitized by Google

die Gefahr des Stillschweigens erkannte; — »ganz der Ihrige . . . nicht wegen der Schätze des Herzogs von Rostan, sondern weil ich Sie liebe, vergöttere!«

»Was singst Du denn da, Loriot?« fragte Chiffon, die in übler Laune erwachte.

Fernand und die Marquise erschraken und nahmen die Flucht.

»Morgen reisen wir nach Paris,« sagte indeß Asträa, die den Blonden mit sich fortzog; »kommen Sie frühzeitig ins Schloß.«

»Du plauderst im Traume,« erwiederte Loriot, der nicht minder verdrießlich war als seine kleine Freundin; »wenn Du in der Nacht nicht ruhig bist, Chiffonnette, so suche ich mir künftig allein ein Nachtlager.«

»Du machst den Lärm!«

»Nein, Du!«

Sie streckten ihre Arme aus dem Heu hervor, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben; aber der Mond ging eben auf und ihre Gesichter erheiterten sich schnell wieder, als sie einander ansahen. Sie liebkosten sich, anstatt sich zu schlagen.

»Herr von Galleran,« sagte Irene, »reisen Sie morgen nach Paris zurück; ich werde zugleich mit Ihnen dort eintreffen, und Sie sollen von mir hören . . . Sie sollten auf den Herzog von Rostan ein wachsames Auge haben, denn die arme Solange . . .«

Sie hielt inne.

»Lieben Sie sie wirklich, wie sie es verdient?« fragte sie.

»Ich habe ihr alle Liebe gewidmet, deren ich fähig bin,« antwortete Galleran.

Digitized by Google